

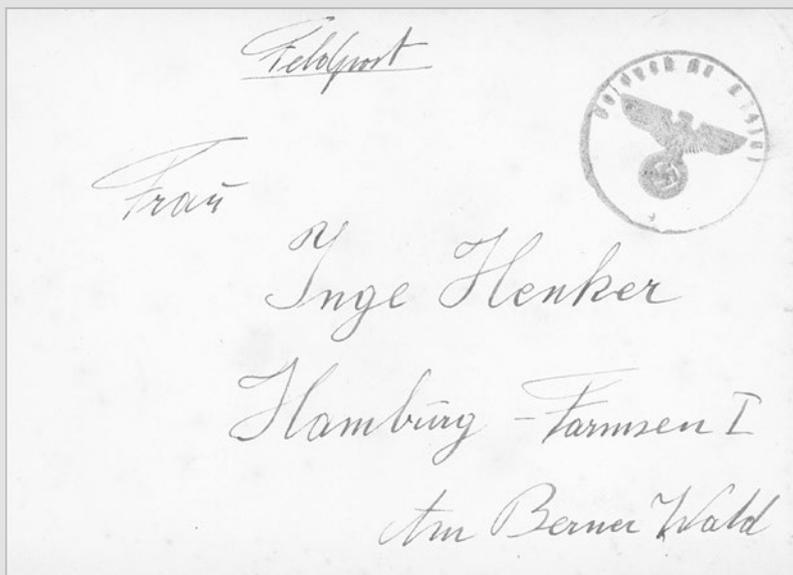
mit arbeit



Lebensgeschichten

Spuren im Archiv des Museums der Arbeit

Nr. 21/2015



Bildnachweis:

Archiv Museum der Arbeit: 7 (1), 9 (1), 10 (2),
16 (2), 17 (2), 20 (1), 24 (1), 26 (2), 28 (2), 30 (2),
31 (2), 33 (1), 35 (1), 36 (1), Umschlag (5)

Hilde David: 12 (1), 21 (1), 22 (1)

Rolf Bornholdt: 13 (1), 14 (1)

Ingeborg Henker-Kelsch: 19 (1), Umschlag (1)

Sünke Michel: 37 (1), 38 (1), 39 (1)

Umschlag:

Wilfried Drust als Feinmechaniker
im 2. Lehrjahr an einer Shaping Maschine
bei der Maihak AG, 1949

Archivkartons in speziellen Regalen
im Archiv MdA

Umschlag eines Feldpostbriefs von Hans Henker
an seine Frau Inge

Archivkartons in speziellen Regalen
im Archiv MdA

Halle mit Großobjekten im MdA-Depot

Bearbeitungsregal mit Sammlungsobjekten
im MdA Depot

Editorial

VON ROLF BORNHOLDT

Wozu braucht ein Museum ein Archiv? Reichen denn nicht die Objekte aus, auf die kommt es doch an, und bei einem *Museum der Arbeit* eben auf Werkzeuge, Geräte, Produkte, vielleicht sogar Arbeitsplätze – wozu braucht man da noch Archivalien?

Die Drehbank, die Druckmaschine, die Kammsäge, der Schreibtisch oder die häusliche Waschmaschine geben zu der Frage, welche Bedeutung diese Objekte im Leben eines Menschen hatten, keine oder nur sehr begrenzt Auskunft. Schließlich sieht man der Waschmaschine nicht an, wie viel sie gekostet hat, wie oft sie am Tag oder in der Woche von wem genutzt worden ist oder ob sie jahrelang gehegt und gepflegt worden ist, obwohl es schon neuere Modelle gab.

Ihre eigentliche vermittelbare Bedeutung, ihre weiteren historischen Nutzungs-Dimensionen erhalten die Objekte, die das *Museum der Arbeit* sammelt, bewahrt und erschließt, erst durch Archivalien, persönliche Erinnerungen, festgehalten in lebensgeschichtlichen Interviews, in Fotografien, Bedienungsanleitungen und vielen anderen Dokumenten. Für ein auf die Technikgeschichte ausgerichtetes Museum wären sie bereits fundamental, aber welche Bedeutung hat der Gebrauch der Sachen erst für ein Museum, das die Geschichte der Arbeit im Industriezeitalter darstellen will?

Für viele Tätigkeiten im Industriezeitalter gilt, dass sie nicht über Bücher und Anleitungen erlernt werden konnten, sondern von anderen Personen vermittelt, abgesehen und nachgeahmt werden mussten. Die dabei gemachten Erfahrungen, erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten sind zumeist nur in lebensgeschichtlichen Zeugnissen, Interviews und autobiografischen Berichten überliefert. Diese zu bewahren ist oft das einzige Mittel, die Erinnerung der Nachwelt zu erhalten.

Lebensgeschichten als Sammlungsaufgabe und Ausstellungsthema, so lautete der Untertitel der 1990 erschienenen Dokumentation *»Ein Mensch kommt ins Museum«*. In seinem Vorwort hatte der Gründungsdirektor

des Museums Gernot Krankenhagen die Frage gestellt: »Wie sammelt ein Museum, das sich mit dem Thema *Arbeit im Industriezeitalter* beschäftigt, und wie stellt es die Ergebnisse dieses Sammelns aus?«

Das *Museum der Arbeit* hat in der Folge biografische Aspekte in seine Dauer- und Sonderausstellungen aufgenommen: In der Schausammlung finden sich einige derartige Zeugnisse und die erste Sonderausstellung *»Ein Stück Arbeit«* des Museums (1997) zeigte neunundsechzig persönliche Andenken und Erinnerungsstücke, aus denen sich Rückschlüsse auf das Arbeitsleben und die Zeitgeschichte ergaben. Die Ausstellung zur Geschichte der Firma Winter: *Mensch, Technik und Umwelt – erzählt in Lebensgeschichten* stellte das Thema sogar ins Zentrum der Darstellung.

Viele lebensgeschichtliche Zeugnisse wurden in der Vergangenheit erworben und warten in Depot und Archiv auf ihre Entdeckung. Sie stammen von Arbeiterinnen, Arbeitern und Angestellten, von Gewerbetreibenden und Ladenbesitzern, also von Menschen, die bis dahin üblicherweise nicht in Museen vorkamen: Der gezielte Zweck dieser Sammlungstätigkeit war, wegkommen von der Geschichte als Resultat der Aktion großer Männer und hinzukommen zu einer Geschichte des Lebens der Mehrheit der Bevölkerung. Bei denjenigen, die das Museum gegründet haben, stand diese Fragestellung durchaus in lebensgeschichtlichem Zusammenhang mit eigenen Erfahrungen.

Das Gutachten der Planungskommission, das 1986 erschien, bestärkte das damalige Museumsteam in solchem Vorhaben, »Nachlässe eines Arbeitslebens« seien »sinnvoll, weil es eine »erzählte Geschichte« gibt, eine Geschichte aus der Erfahrung eines individuellen Lebens. Dieses Leben anhand der Gegenstände zu veranschaulichen, die es hinterlassen hat, ist Aufgabe des Museums.«

Die Beiträge in dieser Ausgabe der **mitarbeit** zeigen beispielhaft, was das Museum grundsätzlich über seine Sammlungsgegenstände wissen sollte und damit zu-

gleich den Nutzen, den das Archiv des Museums für die Erschließung und Darstellung von Objekten grundsätzlich bietet.

Zunächst beschreibt **Dieter Lindemann** rückblickend auf seine langjährige Tätigkeit den Aufbau und die Arbeitsweise des sozialgeschichtlichen Archivs des *MdA*. Am Beispiel des wechselvollen Lebens des Maschinensetzers Adolf Chemnitz (1878–1962) gibt dann **Michael Schulz** Einblick in die Geschichte des Grafischen Gewerbes in Deutschland. **Hilde David** bewahrte jahrzehntelang den Bürgerbrief ihres Großvaters Ernst David auf, den er als Straßenbauarbeiter 1910 erwarb. **Rolf Bornholdt** entnimmt dem Gesinde-Dienstbuch von Magda Vollmert (1903–1975) die genauen Vorschriften, die das Verhältnis von Dienstherrschaft und Dienstboten regelten und die die Arbeits- und Lebensbedingungen der Mägde und Knechte in der holsteinischen Provinz um 1920 bestimmten. Anhand eines unscheinbaren selbstgemachten Gegenstandes beschreibt **Manuel Dold**, wie sich das Leben einer Familie änderte, die Wohnung und Arbeit auf dem mecklenburgischen Gut Ulrichshusen verließ und Anfang des 20. Jahrhunderts nach Hamburg übersiedelte, um dort ihr Glück als Einzelhändler zu suchen.

»Die Sehnsucht schreibt mit«, so nennt **Maria Beimel** ihren Text, der jene Briefe darstellt, die Inge Henker ihrem Mann 1940–1942 schrieb, der 1942 in Russland gefallen ist. Eine ergreifende Auswahl aus 150 Briefen, die im Archiv des Museums bewahrt werden. Ein weiterer, besonders anrührender Beitrag ist die von **Hilde David** auf Plattdeutsch verfasste Geschichte »Modder Griepsch«. Sie berichtet darin vom Leben ihrer Mutter Käte, die 1943 ihr Examen als Hebamme bestand. Eine Graviermaschine zum Beschriften von Gegenständen wecken in **Jürgen Böning** Gedanken an die frühe Nachkriegsgeschichte und gegenwärtige Flüchtlingsdramen. **Heike Jäger** schildert einen beeindruckenden beruflichen Aufstieg, an dessen Beginn eine Lehrlingsarbeit steht: »Wilfrieds Mokka-Mühle«. Welche Bedeutung lebensgeschichtliche Erinnerungen und sorgfältige Fotodokumentationen für unsere Sammlungsbestände haben, beweisen **Sünke Michel** und **Karin Plessing** in ihrem Aufsatz über eine Arbeiterwohnung in Eimsbütel. Auch ein Stellschild kann zeitgeschichtlich interessant sein wie **Holger Martens** anhand eines von Walter Pöhls gemalten Plakates für den späteren Bundeskanzler Helmut Schmidt belegt.

Ein DGB-Maiplakat von 1980 nutzt **Jürgen Mowinski**, um gesellschaftliche Bedingungen und die politische Stimmung der 1.-Mai-Demonstrationen und -Kundgebungen zu erhellen. Und das erste Plakat, das für das

neu entstehende *Museum der Arbeit* warb und von Hans Michel 1980 entworfen wurde, nutzt unser langjähriger Vereinsarchivar **Harald Meier-Weigand**, die Gründungsabsichten und Kontroversen um das *Museum der Arbeit* darzulegen. Schließlich wirft **Astrid Schulte-Zweckel** einen Blick in die Zukunft. Sie beschreibt, wie sich Archiv, Bibliothek und Sammlungsdokumentation – gemeinsam und an einem Ort nahe bei den Ausstellungen – mit ihren Informationsdienstleistungen und mit neuen Vermittlungsformen direkt an das Publikum wenden können.

Warum braucht unser Museum also sein Archiv? Sammeln, Bewahren, Dokumentieren und Erschließen sind Voraussetzungen für die Arbeit eines jeden Museums. Dafür bedarf es notwendigerweise entsprechender Ressourcen: Ein gutes, fachlich begründetes Anspruchs genügendes Depot zur Bewahrung des dreidimensionalen Sammlungsbestandes, ein gut erschlossenes Archiv sowie eine Bibliothek, die den Mitarbeitern und dem Publikum zumindest an Werktagen zugänglich ist.

Wie aber ist es im *Museum der Arbeit* mit der Verfügbarkeit entsprechender Ressourcen für diese Aufgaben bestellt? Im wissenschaftlichen Dienst, der die Sammlungen erschließen soll, ist keiner der ausscheidenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ersetzt worden. Im letzten Jahr wurde auch die Stelle für die fotografische Dokumentation im Museum nicht wiederbesetzt. Wie wichtig diese Stelle für die Erschließung der Museumsbestände war, wird man sehr bald feststellen können. Bei etlichen Übernahmen von Sammlungsobjekten für dieses Museum wäre die Sicherung der Arbeits- oder Gebrauchsspuren ohne die sachkundige Arbeit einer fotografischen Fachkraft, die in enger Zusammenarbeit mit den Museumswissenschaftlern tätig wurde, nicht möglich gewesen.

Und Fakt ist, ohne einen Archivar ist es nicht möglich, vernünftige Museumsarbeit zu leisten. Dass diese Schnittstelle des Museums, an der Dieter Lindemann jahrzehntelang zweidimensionale Objekte, Papiere, Dokumente und Fotos begutachtete, ins Archiv aufnahm, zum Wiederauffinden begrifflich erschloss, angemessen einpackte, lagerte und der Restaurierung zuführte und für Ausstellungen, Publikationen und Anfragen zugänglich machte, jetzt verwaist ist mit ungewisser Zukunft, kann alle Freunde des Museums nur unruhig machen. Mitarbeiter wie die Fotografin Karin Plessing oder der Archivar Dieter Lindemann, die derart engagiert gearbeitet haben, sind ohnehin nur schwer zu ersetzen. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, unsere Sammlungen zu bewahren und zu erschließen. ■

Inhalt

- 6 »Spuren sichern« – Ein Archivar zieht Bilanz
VON DIETER LINDEMANN
- 8 »36,50 einverstanden, wann eintreten«
Der Maschinensetzer Adolf Chemnitz
VON MICHAEL SCHULZ
- 12 Der Bürgerbrief
VON HILDE DAVID
- 13 Magdas Gesindebuch
VON ROLF BORNHOLDT
- 15 Zigarrenbauchbinden und ein anderes Leben
VON MANUEL SEBASTIAN DOLD
- 18 Die Sehnsucht schreibt mit – Briefe von Inge Henker
an ihren Mann Hans (1940 – 1942)
VON MARIA BEIMEL
- 21 Modder Griepsch
VON HILDE DAVID
- 23 Namenlos – Eine Graviermaschine
VON JÜRGEN BÖNIG
- 25 Wilfrieds Mokka­mühle
VON HEIKE JÄGER
- 27 Am Sonntag wurde das gute Geschirr benutzt
Ein Arbeiterhaushalt in der Sammlung
VON SÜNKE MICHEL UND KARIN PLESSING
- 32 Wahlkampf und Kunst – Als Stellschilder noch gemalt wurden
VON HOLGER MARTENS
- 34 Ein Redner im Getümmel – Das DGB-Maiplakat von 1980
VON JÜRGEN MOWINSKI
- 37 Der Kranhaken, der Zeise-Arbeiter und das Rot
Das erste Logo des Vereins Museum der Arbeit
VON HARALD MEIER-WEIGAND
- 40 Blick in die Zukunft – Öffentliche Zugänge zu Archiv
und Sammlung
VON ASTRID SCHULTE -ZWECKEL

»Spuren sichern«

Ein Archivar zieht Bilanz

VON DIETER LINDEMANN

Die Idee für ein Hamburger *Museum der Arbeit* entstand Ende der 1970er-Jahre als Reaktion auf den gewaltigen Wandel, dem die Arbeit in den industrialisierten Ländern unterlag. Der Niedergang der Schiffbauindustrie und die Umstrukturierungen im grafischen Gewerbe und die damit einhergehenden Rationalisierungen stehen beispielhaft für den durchgreifenden Wandel der bisherigen Arbeitsgesellschaft und für die Veränderungen in Umfang und Art der Erwerbsarbeit. Strukturen in Haushalt und Freizeit wandelten sich ebenfalls auf rasante Art und Weise.

Die Einzelblattsammlung im *Museum der Arbeit* kann als ein sozialgeschichtliches Archiv bezeichnet werden, in dem sich dingliche, bildliche und audiovisuelle Zeugnisse aus dem Produktionsbereich, dem Arbeits- und Alltagsleben, dem spontanen und organisierten Interessenkampf befinden. Zeugnisse einer verschwindenden Industriekultur zu bewahren heißt, möglichst viele Informationen um das Sammlungsobjekt herum zu erhalten, im besten Sinne: Erzählungen der Stifter über ihre Nachlass-Motivation zu bekommen. Diese Zusatzinformationen, die individuelle Geschichte, ermöglichen es meistens, den Bestand besser erschließen zu können. Denn die persönlichen Dokumente zu Lebensgeschichten sind nach der subjektiven Geschichte sowie den Bedeutungen und dem Kontext zu befragen, die sie zu repräsentativen, exemplarischen und aussagefähigen Kulturgütern werden lassen.

Das Konzept »Archiv« basierte von Anfang an auf einem Gliederungs-System, welches den Sammlungsbereich entsprechend der Aufgabenstellung des Museums einrahmt. Mit der stetig wachsenden Sammlung entwickelte sich parallel dazu die Systematik, die ständig überprüft und bei Bedarf der Sammlung angepasst wird. Somit ist gewährleistet, dass die Einzelblätter und Konvolute nach einem Ordnungsprinzip abgelegt werden und schnell wieder aufzufinden sind. Dieses Prinzip hat sich bis heute bewährt. Besonderes Anliegen der

Sammlungstätigkeit war es von Beginn an, Zeugnisse, Dokumente und Fotografien zu Lebensgeschichten von Personen, Familien und Betrieben zu erwerben und mit den bei der Überlassung gegebenen Informationen zusammenzuhalten und zu bearbeiten.

Solche Ensembles sind sinnvoll, weil sie eine »erzählte Geschichte« darstellen, in denen das Sammlungsgut durch die Berichte der Zeitzeugen interpretiert werden kann. Beispielhaft dafür ist der Nachlass des Buchdruckers Karl Sauer, der in eine Ausstellung mündete. »*Ich habe keinen Traumjob gehabt*«, so lautete die Sonderausstellung, mit der das *Museum der Arbeit* den Versuch unternahm, anhand der gegenständlichen Zeugnisse aus dem Nachlass Einblicke in das Leben des Stifters zu geben und dabei Bezüge zur Zeitgeschichte herzustellen. Es ging darum, das Einmalige des Lebensweges aufzuspüren und mit allgemeinen, für viele seiner Berufskollegen ähnlichen Lebensbedingungen und Erfahrungen in Beziehung zu setzen.

Doch das Wachsen der Sammlung schritt schneller voran als die Bearbeitung derselben. Prioritäten zu setzen wurde notwendig. Vor allem große Überlassungen von Archivgut wurden nur mit einem Konvolut-Datensatz dokumentiert, der rudimentär den Umfang, die Beschreibung und Datierung sowie die Herkunft festhält. Der Dokumentenbestand selbst wird verpackt und im Außendepot eingelagert. Mittlerweile befinden sich dort ca. 800 Kartons mit Archivgut.

Hier kann natürlich der Einwand kommen: »Warum wird mehr gesammelt als bearbeitet werden kann?« Die Antwort hierauf ist eindeutig: »Wenn wir diese Zeugnisse einer verschwindenden Industriekultur nicht sammeln, verlieren wir wichtige Dokumente, die eine Vermittlungsfunktion für den Blick auf unsere Geschichte haben!« Als Beispiel dafür kann das Unternehmensarchiv der *Tempo-Werke, Vidal & Sohn*, angeführt werden: Seit 1928 wurden dreirädrige Lastmotorräder in Wandsbek produziert, ab 1935 entstanden die *Tempo*-Frontwagen –

Kleinlastwagen mit typisch dreieckiger Schnauze – im *Tempo*-Werk Harburg-Bostelbek. Diese Fahrzeuge wurden dann in der Nachkriegszeit bis hinein in die 1960er-Jahre in vielfacher Hinsicht eingesetzt. Die Sonderausstellung »Auf drei Rädern durch die Stadt« dokumentierte im *Museum der Arbeit* exemplarisch diesen Zeitraum und beschränkte sich in der Thematik nicht nur auf die Technik- und Sozialgeschichte.

Trotzdem muss festgehalten werden, dass sich bei dieser Art des Vorgehens Probleme ergeben, die grundsätzlichen Charakter haben. Alle Informationen, die beim Übernahmegespräch, im allgemeinen und/oder speziellen Kontext und in sonstiger Art aufkommen, können für die Erschließung substanziell sein. Aber wenn sie nicht schriftlich fixiert werden, geraten sie erfahrungsgemäß nach einiger Zeit in Vergessenheit und tauchen auch aus der Erinnerung nicht wieder auf. Hier muss man klar und eindeutig auf den Werteverlust hinweisen, der für dieses Archivkonvolut besteht. Das gilt ganz besonders dann, wenn ein personeller Wechsel – oder eben auch nicht – im Archiv-Arbeitsbereich eintritt. Fazit: Das Wissen über die Sammlung entspricht nicht mehr den Anforderungen eines, in diesem Fall unseres Museums.

Das Inventarisierungsprojekt, das seit 2008 in der *Stiftung Historische Museen Hamburg* läuft und auf eine kontinuierliche Aufarbeitung der Sammlungsbestände abzielt, ist grundsätzlich zu begrüßen. Es fordert zwar den ständigen Umgang mit dem Sammlungsgut, kann aber das Problem bei der »Spurensicherung« von Sammlungsobjekten, insbesondere im *Museum der Arbeit*, nicht lösen. Das hat mit der nachträglichen Bearbeitung – wegen der Projektierung, mit den Erfassungskriterien für diese Art der Bearbeitung und

letztendlich auch mit dem auf Zeit bestellten Personal zu tun, dem eine zügige Bearbeitung vorgegeben wird.

Teile der Sammlung *Altonaer Museum* und der Sammlung *Museum für Hamburgische Geschichte* sowie Teile der Objektsammlung *Museum der Arbeit*, Außendepot Neuengamme, und der dorthin ausgelagerten und noch nicht bearbeiteten Archivbestände, aber auch das Archiv in der Alten Fabrik in Barmbek sollen zukünftig im Depot Stellingen eingelagert werden.

Zu diesem Vorgehen und auch zum Umfang der einzulagernden Museumssammlungen gibt es unterschiedliche Auffassungen.

– Zum einen, weil das neue Depot die Kriterien für die Unterbringung von musealem Sammlungsgut gegenwärtig nicht erfüllt und eine Nachrüstung aus Kostengründen nicht beabsichtigt ist.

– Zum anderen sollte die Nähe von relevantem Sammlungsgut zu den Ausstellungen beibehalten werden, um den Museumsauftrag zu gewährleisten.

Das betrifft in ganz besonderer Weise unseren Archivraum in der ersten Etage der Alten Fabrik. Hier sind die Bedingungen für eine fachgerechte Verwahrung gut, klimatisch sind geringe Abweichungen bei Raumtemperatur und relativer Luftfeuchtigkeit, über das Jahr gemessen, vertretbar. Fazit: Hier ist das Kriterium für die Erfüllung des Kulturauftrages – nämlich unsere Sammlung treuhänderisch für künftige Generationen zu bewahren und

zu sichern – gut umgesetzt. Eine räumliche Veränderung ist von daher nicht notwendig. ■

Name: Markmann

Rest	Mk.	706 300
Lohn	"	32000 100
Akkord	"	
Überstunden	"	
		Zus. Sa.: 32706 300
Abzüge:	Invalidenvers.	2500 00
	Krankenvers.	9022 00
	Unterstützungsk.	400
	Arbeitslosenvers.	
	Einkommensteuer	147207 00
		168892 400
Bleiben Mk.		133934 300
11. Okt. 1923 Zur Auszahlung gelangen Mk.		133000
Sofort nachzählen!		2.100 "
		2.233 100
		300
		1933

Lohntüte des Hafenarbeiters Thorwald Markmann, 1923. MA.A 1998/017.001

»36,50 einverstanden, wann eintreten«

VON MICHAEL SCHULZ

So steht es im Telegramm, das der Druckereibesitzer Zeidler aus Biebrich am Rhein 1911 nach Trier an den Maschinensetzer Adolf Chemnitz schickt. Dem vorausgegangen waren weitere Telegramme mit dem Ergebnis, dass der Wochenlohn um 1 Mark aufgestockt wurde. Was waren das für Zeiten, in denen ein Setzer, auf Augenhöhe mit dem Prinzipal, seinen Lohn per Telegramm aushandeln konnte?

Nach »Gründerkrach« (1873) und »Großer Depression« (bis 1896) war die Sturm- und Drangperiode des Kapitals vorüber. Die Großindustrie expandierte seit den 1870er- Jahren zunehmend auf dem Weltmarkt und Deutschland lag im Vergleich der Industrieländer an dritter Stelle. Die bismarckschen Sozialgesetze waren weniger Reaktion auf die »gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie« – wie es im entsprechenden Reichsgesetz von 1878 hieß –, als vielmehr Ausdruck von ökonomischen Notwendigkeiten, die einen gewissen Schutz für hochqualifizierte, flexible und mobile Arbeitskräfte forderten. Die Großindustrie war von Anfang an die treibende Kraft hinter der Versicherungsgesetzgebung – es ging um die Konkurrenzfähigkeit der Exportindustrie auf dem Weltmarkt. Bis 1911 blieben die am schlechtesten gestellten Arbeiter vor allem auf dem Land und in ländlichen Fabrikbetrieben von der Kranken- und Unfallversicherung ausgeschlossen. Das soziale Sicherungssystem war zunächst nur für die besser gestellten Industriearbeiter (10 bis 15% der arbeitenden Bevölkerung) geschaffen worden.

Seit 1896 herrschte wieder Hochkonjunktur. Mit dem Reichspressegesetz (1874) war erstmals in Deutschland die Pressefreiheit geregelt worden. Obwohl sie durch die »Sozialistengesetze« (1878–1890) wieder eingeschränkt wurde, stieg der Absatz von Zeitungen, Zeitschriften und Drucksachen aller Art rasant an.

Adolf Chemnitz gehörte mit einem Wochenlohn von 36,50 Mark zu den gutbezahlten Arbeitern. 1911 betrug das durchschnittliche sozialversicherte Wochenein-

kommen ca. 21 Mark. Diesen Zahlen gegenüber steht eine realistische Berechnung der wöchentlichen Lebenshaltungskosten für eine vierköpfige Buchdruckerfamilie aus dem Jahr 1890: 32 Mark mindestens.

»Fünf gegen Einen«

Das ist der Slogan, mit dem die *Mergenthaler Setzmaschinenfabrik* Anfang der 1900er- Jahre für die Linotype wirbt. Gemeint ist damit, dass eine Linotype in der gleichen Zeit die Arbeit von fünf Handsetzern leistet. 1889 war die Zeilen-Setz- und Gießmaschine auf der Weltausstellung in Paris vorgestellt worden. Sie war die Sensation. Von einigen Enthusiasten wurde sie sogar als das achte Weltwunder bezeichnet. Deutsche Zeitungs- und Zeitschriftenverleger machten sich allerdings anfangs noch über den »Setzmaschinenschwindel« lustig. Möglicherweise hatte diese Skepsis auch etwas mit dem enormen Preis zu tun: 1914 kostete eine Linotype 12000 bis 13000 Mark – das war zu dieser Zeit etwa der Preis für ein Einfamilienhaus. Solche Summen konnten sich nur große Betriebe leisten. Bis zum Beginn des 1. Weltkriegs dürften noch etwa zwei Drittel aller Texte von Hand gesetzt worden sein.

Die Einführung des Maschinensatzes war eine technologische Revolution, die zum ersten Mal die berufliche Existenz der Schriftsetzer direkt bedrohte, die immer noch mit der von Gutenberg entwickelten Technik der beweglichen Einzellettern arbeiteten. Umbrüche dieser Art hatte es dagegen bei den Druckern schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts gegeben und diese verliefen keineswegs immer friedlich. Ende 1814 waren die ersten Doppelschnellpressen, heimlich und unbemerkt von den Druckern, bei der Londoner *Times* montiert worden. An einem Morgen im November wurde den Druckern, die auf den Beginn ihrer Arbeit warteten, die schon fertige Ausgabe der Zeitung präsentiert. Anschließend wurden sie, unter Androhung schärfster Strafe bei etwaigen Störungen, nach Hause geschickt. Und wäh-

Blatt N. 053	rp - adolf chemnitz
Sitzung Nr. 347	fleischste 87
Telegramm Nr.	kur
Angenommen von	5
den 11. 1911	
um 11 Uhr Min.	
durch	
Telegraphie des  Deutschen Reichs.	
Amt Trier.	
Telegramm aus	behrsch heim 11. B. den 11. um 11 Uhr Min.
36,50 einverstanden	
wenn eintritt	
Zeidler	

Telegramm des Druckereibesitzers Zeidler an Adolf Chemnitz, 1911.
MA.A 1984/059.017

rend der französischen Julirevolution 1830 stürmten bewaffnete Arbeiter aus Privatdruckereien die Staatsdruckerei in Paris und zerschlugen die dort installierten Schnellpressen – alles andere ließen sie unberührt. Dass bei den Setzern der Übergang vom Hand- auf den Maschinensatz glimpflich ablief, ist eine Besonderheit und hat mehrere Gründe.

Tarifvertragspolitik

Die gestiegene Produktion in grafischem Gewerbe und Industrie führte vorerst dazu, dass mehr Handsetzer gebraucht wurden – die befürchtete Massenarbeitslosigkeit unter ihnen blieb aus. Mit dem »Setzmaschinentarif«, der am 1. Januar 1900 vom *Verband Deutscher Buchdrucker* und dem *Prinzipalverein* beschlossen wurde, trat eine Bestandsregelung in Kraft: An Setzmaschinen durften nur gelernte Handsetzer beschäftigt werden. Dies war in Deutschland die erste tarifvertraglich geregelte Bestandssicherung. Damit waren die Setzer vor dem Eindringen ungelerner Arbeiter geschützt. Auch die noch mit den Vorläufermodellen der Linotype verbundene Vorstellung, Frauen, die lesen und schreiben können, würden an Setzmaschinen eingesetzt, hatte sich somit erledigt.

Die Arbeiter des Buchdruckgewerbes waren die Vor-

kämpfer der Tarifvertragspolitik – 1911 waren 71% von ihnen gewerkschaftlich organisiert. Bis 1890 gab es Tarifverträge fast nur im Buchdruckgewerbe. Erste lokale Abkommen mit den Prinzipalen hatte es bereits nach den revolutionären Märzereignissen von 1848 gegeben. Dem folgte 1873 der erste zentrale Reichstarifvertrag in Deutschland. Nach einer Niederlage im zehnwöchigen Streik 1891/92 wurde 1896 ein Tarifvertrag mit fünfjähriger Laufzeit abgeschlossen. Die erfolgreiche Tarifvertragspolitik war aber nicht allein das Werk des *Verbandes Deutscher Buchdrucker*, ermöglicht wurde sie erst durch das wachsende Interesse an Produktionssicherheit und »Betriebsfrieden« auf Seiten der Prinzipale. Wer mochte sich wohl zu dieser Zeit vorstellen, dass es Zeiten geben wird, in denen Gewerkschaften nicht mehr für Lohnzuwächse und Bestandssicherung streiten, sondern gegen Lohnabbau und Bestandsauflösung?

Aus dem Leben des Maschinensetzers Adolf Chemnitz

Zwischen 1898 und 1906 hat Adolf Chemnitz in verschiedenen Betrieben in Potsdam und Wiesbaden als Schriftsetzer und kurze Zeit als Bürohilfe bei einer Versicherung gearbeitet. 1907 schult er zum Maschinensetzer um. 1911 zieht er nach Trier und von dort im selben Jahr



Adolf Chemnitz bei der Arbeit als Handsetzer, 1922.
MA.A 1989/030.063



Adolf Chemnitz bei der Arbeit an der Linotype, 1922.
MA.A 1989/030.064

nach Biebrich am Rhein. 1912 kommt er nach Altona, um dort bei den *Altonaer Nachrichten* als Maschinensetzer zu arbeiten. Bis zu diesem Zeitpunkt hat er elf Mal den Betrieb gewechselt. Inwieweit persönliche Gründe dabei eine Rolle spielten, kann nicht mehr ermittelt werden – eine Gepflogenheit unter Maschinensetzern aber war, auch wegen eher geringer Lohnzuwächse den Betrieb zu wechseln. Bei den *Altonaer Nachrichten* bleibt Adolf Chemnitz bis zur Auflösung des Betriebs 1922. Ob er am 1. Weltkrieg als Soldat teilnahm oder freigestellt wurde, ist unbekannt.

Von 1922 bis 1925 arbeitet er als Kontor- und Kassensbote bei der *Deutsch-Ueberseeischen Petroleum-Aktiengesellschaft* – dort kümmert er sich auch um die Drucksachenherstellung. Es war Inflationszeit: Die Zahl der Arbeitslosen hatte sich schon im Dezember 1922 verdoppelt und stieg 1923 auf weit über 20%. 1926 findet er wieder Arbeit als Maschinensetzer bei der *Hanseatischen Verlagsanstalt* und wird dort noch im selben Jahr wegen Arbeitsmangels entlassen. 1927 arbeitet Adolf Chemnitz kurze Zeit bei der *Druckerei Hartung*, wechselt im selben Jahr zum *Hamburger 8 Uhr-Abendblatt* und wird dort 1928 wegen Betriebseinschränkung entlassen. Anfang

1929 arbeitet er in zwei Druckereien, wo er jedes Mal nach kurzer Zeit wegen Arbeitsmangels entlassen wird und schließlich bei *Broschek*, wo er Ende 1929 wieder wegen Arbeitsmangels die Arbeit verliert. Die unsicheren Zeiten und die Massenarbeitslosigkeit verschonten auch den Maschinensetzer nicht. Irgendwann Anfang der 1930er-Jahre muss Adolf Chemnitz beim *Hamburger Anzeiger-Verlag Giradet & Co.* angefangen haben, wo er – nach einer Unterbrechung wegen des kurzfristigen Verbots der Zeitung 1933 durch die Nationalsozialisten – bis zum Eintritt in den Ruhestand 1945 bleibt.

1950 – mit 72 Jahren – arbeitet Adolf Chemnitz noch einmal kurze Zeit als Maschinensetzer für die englischen Besatzungsbehörden, für 84,89 DM in der Woche. Ein Lagerarbeiter verdiente 1948 keine 200 DM im Monat. Vom Zentralvorstand der Industriegewerkschaft Druck und Papier erhält Adolf Chemnitz 1957 die Ehrenurkunde für 60 Jahre Mitgliedschaft in seiner Gewerkschaftsorganisation.

Die Geschichte wiederholt sich (nicht)?

Mehrmals musste ich beim Verfassen dieses Artikels an den Satz von Karl Marx aus dem »18. Brumaire des Louis

Bonaparte« denken, dass Geschichte sich immer zweimal ereignet, das eine Mal als Tragödie und das andere Mal als Farce.

Der glimpflich verlaufenden Einführung des Maschinensatzes ab 1900 – abgefedert mit einem bestandsichernden Tarifvertrag – steht die Einführung von elektronischen Redaktionssystemen in Zeitungen und Zeitschriften in den 1980er-Jahren gegenüber. Sie verursachten einen Kahlschlag. Von vorher über zwei Dutzend Facharbeiterberufen blieben eigentlich nur die Drucker übrig. Die Gewerkschaft war diesem technologischen Ansturm gegenüber hilf- und machtlos. Verzweifelte Funktionäre fragten damals wütende Setzer, ob sie denn die Heizer auf der E-Lok werden wollten.

Wie es den Druckern der Londoner *Times* 1814 erging, als ihre Arbeit über Nacht von einigen Schnellpressen erledigt worden war, erfuhren streikende Drucker und Setzer 1984: In den Zeitungskiosken hingen morgens fast vollständige »Notausgaben«. Diese waren mit Hilfe der neuen Technologien von Abteilungsleitern und einigen Hilfsarbeitern über Nacht produziert worden.

Als ich hörte, dass Zeitungs- und Zeitschriftenverleger sich einst über die Linotype amüsierten und diese für einen ausgemachten Schwindel hielten, musste ich an die frappierende Ahnungslosigkeit und grandiose Selbstüberschätzung bei Herstellern von Fotosatzanlagen und einigen selbsternannten Fachleuten Ende der 1980er-Jahre denken. Diese waren der Ansicht, dass die Einführung des Personal Computers und Desktop Publishings keine oder kaum Auswirkungen auf das grafische Gewerbe haben wird. Einige Jahre später waren auch die letzten »Reste« davon – die Fotosetzereien – verschwunden.

Aus dem 19. Jahrhundert stammt der Ausdruck »Schmutzkonkurrenz«. Damit sind Betriebe gemeint, die oft unverhältnismäßig viele Lehrlinge beschäftigten und es sich so leisten konnten, mit niedrigsten Preisen die »seriöse« Konkurrenz auszubooten. Dem *Buchdruckerverband*, aber auch dem *Prinzipalverein* waren solche Betriebe ein Dorn im Auge und es gab mehrfach Bestrebungen, die Anzahl der Lehrlinge tarifvertraglich zu regeln. Heute ist die »Schmutzkonkurrenz« im Internet zu finden: Onlinedruckereien, die mit automatisch erstellen Sammeldruckformen und Niedriglöhnen angestammte Druckereien verdrängen.

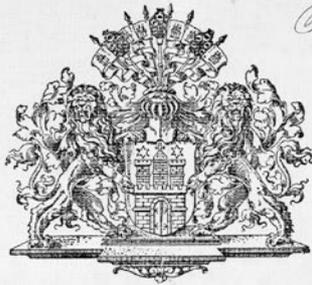
Fazit

Eine Nostalgie der Bleisatzzeiten liegt mir fern. Das war eine anstrengende, oft auch eintönige Arbeit; die Tätigkeit der Maschinensetzer war gesundheitsgefährdend und fast immer mit Schichtarbeit verbunden – etwa ein

Drittel von ihnen erreichte nicht das Rentenalter. Bei allem Respekt vor der liebevoll gepflegten Setzerei im *Museum der Arbeit* würde ich mir wünschen, dass eines Tages im Museum auch die Geschichte des Verschwindens dieser Arbeitstechniken erzählt wird.

Aktuell werden von Softwareentwicklern immer wieder Programme angepriesen, die einfache bis komplexe Arbeitsabläufe (Kontrolle und Korrektur von Druckdateien, Farbkorrekturen, Katalogumbruch bis hin zur Gestaltung) automatisieren können und dadurch einen Ausweg aus dem verschärften Wettbewerb darstellen würden. Dass solche »Lösungsvorschläge« keinen Ausweg bieten, sondern nur eine neue Stufe des Konkurrenzkampfes einläuten, könnte im *Museum der Arbeit* exemplarisch mit dieser Geschichte gezeigt werden. ■

No. 191
Fol. 110 No. 110



Ausweise des bei der Aufsichtsbehörde für die Standesämter bewahrten Registers hat

Wilhelm Ernst David

geboren am *26. November 1870* zu *Westerade, Nbg. Schleswig* am *29. April* Neunzehnhundert und *zweifellos* den untenstehenden Eid abgestattet und das hamburgische Bürgerrecht erworben.

Hamburg, den *29. April* 191*0*.

Zur Beglaubigung:
Dr. Borgen
Rat.

Bürgereid.

Ich gelobe und schwöre zu Gott, dem Allmächtigen, daß ich der freien und Hansestadt Hamburg und dem Senate treu und hold sein, das Beste der Stadt suchen und Schaden von ihr abwenden will, soviel ich vermag; daß ich die Verfassung und die Gesetze gewissenhaft beobachten, alle Steuern und Abgaben, wie sie jetzt bestehen und künftig zwischen dem Senate und der Bürgerschaft vereinbart werden, redlich und unweigerlich entrichten und dabei, als ein rechtschaffener Mann, niemals meinen Vorteil zum Schaden der Stadt suchen will. So wahr mir Gott helfe!

Unterschrift des Inhabers: *Ernst David*

Mein Großvater väterlicherseits, Wilhelm Ernst David (1870–1923), arbeitete im Straßenbau zunächst in Hamburg, für einige Jahre auch in und um Kiel. Dort arbeitete seine Frau Henny stundenweise in der Fischindustrie (Fische »aufstecken« für den Räucherofen). Nach Hamburg zurückgekehrt, engagierte sich das Ehepaar politisch bei den Sozialdemokraten. Mit sieben minderjährigen Kindern hätte Ernst auf sein Arbeiter-Einkommen zwar keine Steuern zahlen müssen, aber bis 1918 war in Hamburg nur der Mann wahlberechtigt, der Steuern zahlte. Da haben viele Arbeiter trotz ihrer niedrigen Löhne und ihrer vielen Kinder Steuern bezahlt

und damit einen Bürgerbrief erworben. Nur dann konnten sie gemeinsam sozialdemokratische Abgeordnete in die Bürgerschaft wählen. Und so hieß es seit der industriellen Aufwärtsentwicklung unserer Stadt: »Hamburg ist rot!« Ein teures Rot, denn das haben auch die Frauen mitbezahlt, denen das Wahlrecht schließlich erst 1918 nach dem Ersten Weltkrieg zugestanden wurde. ■

HILDE DAVID

Magdas Gesindebuch

VON ROLF BORNHOLDT

Was erfahre ich über den Start ins Berufsleben einer jungen Frau, wenn ich in diesem Gesindebuch blättere? Hier finde ich den Eintrag, dass Magda Vollmert vom 17. März 1918 bis zum 1. März 1919 bei dem Landmann Johann Vollmert in Arentsee als Dienstmädchen gearbeitet hat und das Ausstellungsdatum: Brokdorf, 16. März 1918. Neben Vorschriften für Gesindevermieter und Stellenvermittler ist die umfangreiche 1840 erlassene Gesinde-Ordnung für die Herzogtümer Schleswig und Holstein abgedruckt. Diese galt noch immer, als Magda Vollmert in der Wilster Marsch ihren Dienst antrat.



Magda wurde am 19. Mai 1903 in Brokdorf an der Elbe geboren. Sie war noch keine fünfzehn Jahre alt – wie sie später ihrem Sohn erzählte – als ihr Vormund sie als Magd, oder wie es plattdeutsch hieß *Grootdeern*, an den Landmann vermietete. In einer Kammer über dem Kuhstall bekam sie ihre Schlafstatt zugewiesen. Hier schliefen die Mägde. Die Knechte hatten ihr Quartier über den Pferdeställen in dem großen Hofgebäude. Der Arbeitstag begann im Sommer wie im Winter schon bei Tagesanbruch. Noch im November mussten die Kühe auf der Weide gemolken werden. Neben Kost und Logis erhielten die Mägde am Ende der einjährigen Dienstzeit ein kleines Taschengeld, welches gerade zum Kauf neuer Unterwäsche ausreichte. Ein Jahr lang war Magda bei diesem Arbeitgeber in der Wilster Marsch – vermutlich ein entfernter Verwandter – tätig. Aus anderen Zeugnissen, die Magda ihr Leben lang aufbewahrte, lässt sich ihr weiterer Lebensweg ablesen. Zwei Jahre lang arbeitete sie bei einem kleinen Bauern in Brokdorf, verdingte sich dann als Dienstmädchen in der Bahnhofsgaststätte in Krempe und ging dann wiederum als Magd zu einem Bauern in Hasloh im Kreis Pinneberg. Bevor sie 1924 heiratete, war sie in Hamburg bei einer großbürgerlichen Familie als Dienstmädchen beschäftigt.

»... mit persönlicher Unterwürfigkeit«

Der Blick in die Vorschriften der Gesinde-Ordnung lässt erahnen, wie das alltägliche Leben einer Magd auf einem Bauernhof aussah. Schon im ersten Paragraphen werden die Herrschaftsverhältnisse geklärt: *»Das gegenseitige Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde wird durch eine Übereinkunft begründet, vermöge derer eine Person während einer zum Voraus bestimmten ununterbrochenen Zeit mit persönlicher Unterwürfigkeit gegen die Dienstherrschaft zur Verrichtung häuslicher und wirtschaftlicher Arbeiten und Dienste in ein Haus aufgenommen wird und dafür von der Herrschaft die Zusicherung einer Gegenleistung erhält.«*

Das Gesinde vermietete sich für ein halbes oder ein ganzes Jahr und hatte sich der Herrschaft ihres Arbeitgebers vollständig zu unterwerfen. Aufmüpfigkeit, Widerworte und Ungehorsam gegen die Dienstherrn wurden hart mit Geld- oder mehrtägigen Haftstrafen geahndet. Wenn eine Magd oder ein Knecht eigenmächtig den Dienst verließ, waren sie, so heißt es in den Vorschriften, »auf Antrag der Herrschaft mittels polizeilicher Veranstaltung zurückzuführen und zur Fortsetzung des Dienstes bis zur ordnungsgemäßen Abgangszeit verpflichtet.« Wie es Landarbeitern in Schleswig-Holstein und Dienstmädchen in Hamburg ergangen ist, welche Demütigungen sie ertragen mussten und wie sie sich dagegen zur Wehr setzten, das beschreiben Franz Rehbein und Doris Viersbeck in ihren autobiografischen Texten *Das Leben eines Landarbeiters* (erschienen 1911) und *Erlebnisse eines Hamburger Dienstmädchens* (erschienen 1910) sehr eindringlich.

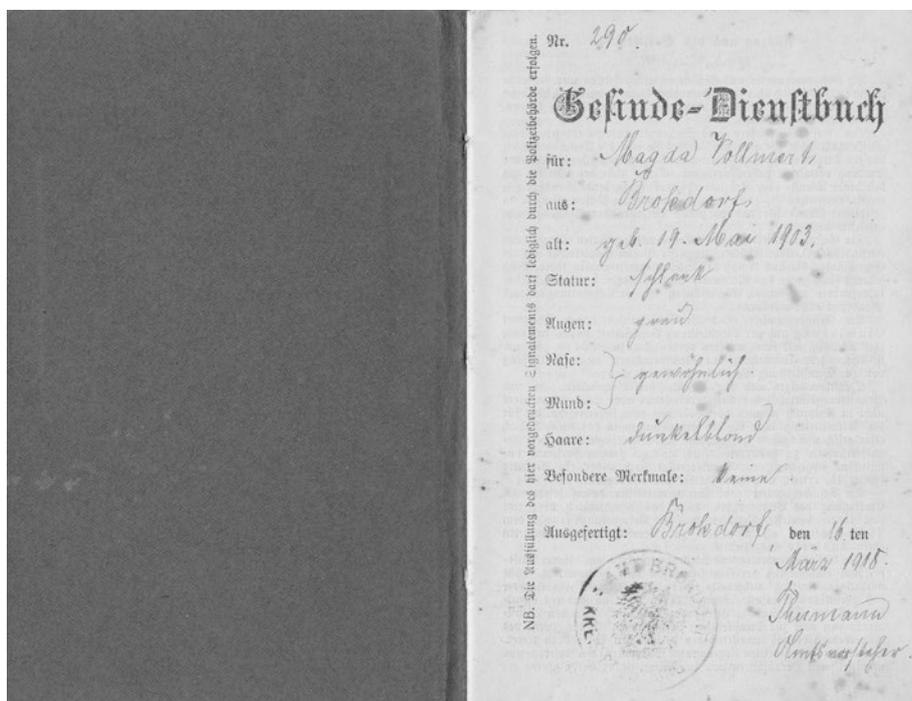
Die unwürdigen Bestimmungen der Gesindeordnungen wurden zwar mit dem sog. *Vaterländischen Hilfsdienstgesetz* von 1916 kriegsbedingt etwas abgemildert, aber erst nach Ende des Ersten Weltkrieges im Dezember 1918 vom *Rat der Volksbeauftragten* im Zuge der Beseitigung der Ungleichheitsverhältnisse zwischen Arbeitern und Arbeitgebern in den Ländern des Deutschen Reiches aufgehoben. Nach Krieg, Inflation und Zunahme der Erwerbstätigkeit von Frauen gab es im Deutschen Reich 1925 immer noch 1,183 Mio. weibliche Hausangestellte, von denen über eine Million im Haushalt des

Arbeitgebers wohnten. Das Verhältnis von »Herrschaft« und »Dienstboten« wird sich im alltäglichen Umgang wohl nur sehr langsam verändert haben. Noch während meiner Berufstätigkeit als Fensterputzer hörte ich in den sechziger Jahren die Damen der »besseren« Gesellschaft ihr Leid klagen. Da hieß es oft: »*Man bekommt ja heute kein Personal mehr. Die jungen Dinger halten sich ja alle für was Besseres!*«

Und wie ist die jetzige Situation des Hauspersonals? Die geschilderten Bedingungen zu Anfang des 20. Jahrhunderts scheinen lange zurückzuliegen, nur: heute kann man auf Menschen aus Osteuropa oder noch ferneren Billiglohn-Ländern zurückgreifen. Lässt deren Abhängigkeit inzwischen die damaligen Verhältnisse wieder aufleben? Zu untersuchen, wie die Bedingungen in diesem Arbeitsbereich gegenwärtig aussehen, wäre sicher ein spannendes Thema für das *Museum der Arbeit*.

Einige Angaben zum Lebenslauf von Magda Vollmert

Geboren 1903 in Brokdorf an der Elbe; Besuch der dortigen Dorfschule. Von 1918 bis 1924 arbeitete sie, wie oben beschrieben, als Magd oder Dienstmädchen. 1924 Eheschließung mit Wilhelm Schlüter. In den Jahren 1925 bis 1929 Geburten der Töchter Elly, Anni und Helga. 1936 Tod Wilhelm Schlüters. 1937 zweite Ehe mit Otto Bornholdt. Geburt der Söhne Rolf (1938) und Peter (1941). Magda starb 1975 bei einem Verkehrsunfall. ■



Zigarrenbauchbinden und ein anderes Leben

VON MANUEL SEBASTIAN DOLD

In den 1930er-Jahren ging Giesela Marien als kleines Kind einer Bastelarbeit nach, die sich bereits seit einigen Jahrzehnten großer Beliebtheit erfreute. Ähnlich der heute beliebten Serviettentechnik, bei der Vasen mit Papierservietten beklebt werden, klebte sie mit Uhu-Kleber Zigarrenbauchbinden in einem symmetrischen Muster auf die Unterseite eines Glastellers, was viel Geduld und eine ruhige Hand erforderte. Für ein Kleinkind von etwa 8 Jahren immerhin eine erstaunliche Arbeit. Anschließend wurde die Unterseite des Glastellers, nachdem alle Zigarrenbauchbinden an ihrem Platz befestigt waren, vollständig mit einer goldenen Folie als Hintergrundfarbe für das bunte Muster überklebt (= MdA-Sammlungsobjekt MA.O 1993/169.017).

Zigarrenbauchbinden waren zu dieser Zeit durch den stärkeren Zigarrenkonsum ein weit verbreiteter Alltagsgegenstand. Es war wesentlich wahrscheinlicher, einen Zigarrenraucher in seinem sozialen Umfeld anzutreffen, als es heute der Fall ist. Wie die meisten Tabakwarenverpackungen waren sie kunstvoll verziert und eigneten sich daher perfekt zum Sammeln, aber auch zur Weiterverwertung als Bastelmaterial.

Trotz der allgemeinen Verbreitung von Zigarrenbauchbinden besaß die kleine Giesela Marien gegenüber anderen bastelnden Kindern und Frauen einen entscheidenden Vorteil: Ihr Großvater väterlicherseits, Carl Wilhelm Marien, war nicht nur Raucher, er besaß einen Tabakwarenladen in der Schmilinskystraße, nahe dem Hamburger Hauptbahnhof, und wohnte eine Straße weiter im Hinterhof eines Hauses in der Langen Reihe. Daher befand sich Giesela unmittelbar an der Quelle des begehrten Bastelmaterials. So verbrachte sie ihre Kindheit und Jugend im Umfeld der Einzelhandelsläden einer deutschen Großstadt.

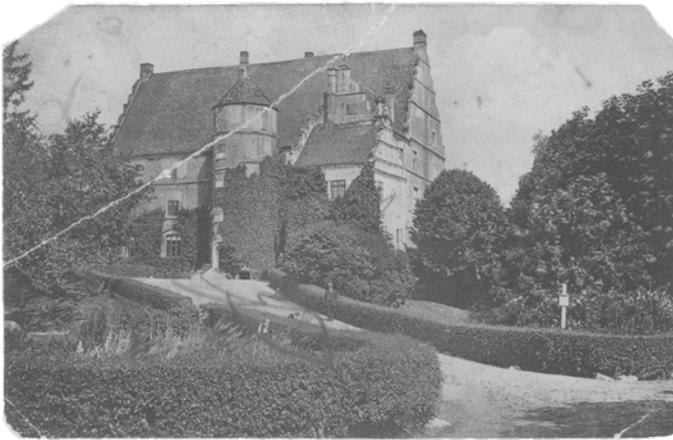
Weite Teile ihrer Familie stammten ursprünglich aus Mecklenburg und hatten sich als Arbeiter auf dem *Gut Schloss Ulrichshusen* ein Startkapital zusammengespart. Zunächst war ihre Großmutter mütterlicherseits, Ma-

rie Johanna Griewisch, nach ihrer Heirat mit dem aus dem Schwarzwald stammenden Schlachtermeister Hermann Wöhrle in den 1920ern nach Hamburg gegangen, um dort eine Schlachterei zu eröffnen. Marie Johanna Griewisch war 1874 als Tochter eines einfachen Deputatarbeiters in Ulrichshusen geboren worden. Als Deputatarbeiter war ihr Vater durch einen befristeten Vertrag zwar an den Gutsbesitzer gebunden, durfte aber im Unterschied zum Gesinde jeder Zeit eine Familie gründen. Deputatarbeiter waren meist unter einem ganzjährigen Kontrakt an einen Gutsbesitzer oder großen Bauern gebunden und erhielten neben einem geringen Geldlohn kostenlos Wohnung und Naturallohn (Deputat).

Marie Johannas Tochter Louise Hermine Marien und deren ebenfalls als Gutsarbeiterkind in Ulrichshusen geborener Ehemann Walter Marien folgten ihr bald nach, gemeinsam mit ihrer Tochter Giesela. Nachdem sie sich in Hamburg eingerichtet hatten, holte Walter seine beiden Brüder und seine Großeltern ebenfalls nach Hamburg. So konnte Großvater Carl Wilhelm Marien seinen Tabakladen eröffnen, aus dem Giesela dann Teile ihres umfangreichen Bastelmaterials bezog.

In diesem Umfeld – zwischen den eigenständigen Einzelhandelsläden Hamburgs – wuchs Giesela auf: in der Meierei ihrer Eltern Walter und Louise und im Tabakwarenladen ihres Großvaters Carl. Dieser, 1870 auf dem Gut Marx Hagen in Mecklenburg geboren, hatte noch die ersten zwei Drittel seines Lebens als einfacher Gutsarbeiter auf Ulrichshusen mit seiner 1869 dort geborenen Frau verbracht. Außerdem in der Schlachtereier ihrer Großeltern mütterlicherseits Hermann und Marie Johanna Wöhrle, deren eingetragene Inhaberin Gieselas Mutter Louise war.

Die Lebenswelt der Familie hatte sich vollkommen gewandelt und sich von ländlichen, abgeschiedenen Regionen in eine Großstadt verlagert. Sie lebten nicht mehr als zu einem Gut gehörende Arbeiter, sondern jeder betrieb seinen eigenen Einzelhandel. Auch der Bruder



Postkarte vom Gut Ulrichshusen, 1929: »Liebe Schwester! Schicke Dir zuletzt noch eine kleine Erinnerung. So ein kleiner Blick nach der Heimat. Es ist nicht so leicht für uns, solche große Wirtschaft aufzugeben u. das Elternhaus zu verlassen. Für heute send herzl. Grüße Schwager, Schwester, Kinder«. MA.A 1998/033.012

und die Schwester von Gieselas Mutter Louise Marien verließen schließlich als letzte Angehörige der Familie das Gut Ulrichshusen. Nach ihrer letzten Postkarte von dort zu urteilen, durchaus mit wehmütigen Gefühlen (= Mda-Archivalie MA.A 1998/033.012). Die Zeiten persönlicher Dienerschaft und des Landlebens gingen für die Familie zu Ende und eine neue Generation begründete eine unabhängige Existenz in der Großstadt, in der ihre Kinder groß wurden. Die Kindheit und das Familienleben hatten sich grundlegend geändert, gemeinsam mit der Arbeitswelt. Diese Geschichte veranschaulicht uns, woher die Strukturen, in denen wir heute leben, über die vergangenen 150 Jahre stammen. Sie regt auch heute dazu an, einmal innezuhalten und darüber nachzudenken, wer die Person ist, die hinter der Theke eines kleinen Ladens steht, wo sie ihren Ursprung genommen hat und wie ihr Leben aktuell aussehen mag.

1993 schenkte Giesela nach dem Tod ihrer 90-jährigen Mutter verschiedene Objekte und Fotos aus ihrem Leben, dem Leben ihrer Eltern und Großeltern dem *Museum der Arbeit*. Übernommen wurde der Bestand aus 20 Objekten und 17 Archivalien von der Wissenschaftlerin Ursula Schneider im Rahmen ihrer Ausstellung zum Thema Reparieren in Hinblick auf einige enthaltene Textilien, welche die Großmütter Gieselas zum Teil als Aussteuer für ihre Kinder aus Mecklenburg mitgebracht hatten. Weitere zehn Jahre nach der Übernahme wurde dieser Sammlungsbestand von einer Praktikantin gewissenhaft bearbeitet, so dass diese Geschichte des Wandels einer (Land-)Arbeiterfamilie auch langfristig für die Nachwelt aufgezeichnet und gesichert wurde.

Im weiteren Verlauf ihrer Jugend behielt Giesela Marien ihre Freizeitbeschäftigung akribischer, künstlerischer Arbeiten bei und gehörte im Sommer 1944 zu den

Siegerinnen beim musischen Wettbewerb der *Hitlerjugend* mit ihrem Bild »Erinnerungen an Mecklenburg«, das im Oktober 1944 im »Frontmitteilungsdienst« zwischen den anderen Siegerbeiträgen abgedruckt wurde.

Aber dies ist schon die Geschichte einer anderen Archivalie aus der umfangreichen lebensgeschichtlichen Sammlung des *Museums der Arbeit*.

Lebensdaten der Personen:

Carl Wilhelm Marien: 1870 in Marxhagen in Mecklenburg geboren, heiratete 1893 Wilhelmine Marien, sie haben drei Söhne, darunter Walter Marien

Wilhelmine Marien, geb. Griewisch: 1869 auf dem Gut Ulrichshusen in Mecklenburg geboren, heiratet 1893 Carl Wilhelm Marien

Hermann Wöhrle: 1869 in Hornberg im Schwarzwald geboren, verheiratet mit Marie Johanna Wöhrle, sie haben einen Sohn und zwei Töchter, darunter Louise Hermine Wöhrle

Marie Johanna Wöhrle: 1874 auf dem Gut Ulrichshusen in Mecklenburg geboren, verheiratet mit Hermann Wöhrle

Walter Marien: 1897 auf dem Gut Ulrichshusen in Mecklenburg geboren, 1976 in Hamburg verstorben, verheiratet mit Louise Hermine Marien, sie haben einen Sohn und eine Tochter, Giesela Marien

Louise Hermine Marien, geb. Wöhrle: 1903 auf dem Gut Ulrichshusen in Mecklenburg geboren, 1993 in Hamburg verstorben, verheiratet mit Walter Marien ■



Zigarrenbindenteller. MA.O 1993/169.017



Milchhandlung Louise und Giesela Marien 1940 im Wikingeweg. MA.A 1998/033.005

Die Sehnsucht schreibt mit

Briefe von Inge Henker an ihren Mann Hans (1940–1942)

VON MARIA BEIMEL

Im Archiv des *Museums der Arbeit* liegen ca. 150 Briefe, die Inge Henker an ihren Mann Hans Henker in der Zeit vom 2. Mai 1940 bis Pfingsten, 24. Mai 1942 geschrieben hat. Inge Henker habe ich 1986 im Arbeitskreis Frauen im *Museum der Arbeit* kennengelernt. Wir haben viele Gespräche geführt und an gemeinsamen Projekten zur Frauengeschichte zusammen gearbeitet. Diese Briefe lese ich jetzt zum ersten Mal. Im Jahr, da sich das Ende des Zweiten Weltkrieges zum 70. Mal jährt, erschüttern mich diese Dokumente aufs Neue. Wenn sich der Abstand zum Zeitgeschehen auch vergrößert, so sind das Unfassbare der Ereignisse und das Leid, das in diesen Briefen zum Ausdruck kommt, sofort gegenwärtig. Die Briefe entfalten eine Wirkung, die den Leser in die Zeit hineinzieht.

Inge und Hans Henker heiraten 1936. Er ist 32 Jahre alt, sie ist 25. 1937 wird ihre Tochter Ingeborg geboren, im Februar 1940 die zweite Tochter Leni. Ende April 1940 muss Hans Henker in den Krieg nach Polen. Inge Henker bleibt mit ihren beiden Kindern in Hamburg zurück. Sie leben am Rande der Siedlung »Gartenstadt Hamburg« in Berne, umgeben von Freunden und Bekannten aus der kommunistischen und sozialistischen Arbeiterbewegung und Verwandten, den Eltern und Schwiegereltern. Die Gartenstadt Berne war nach dem Ersten Weltkrieg von Arbeiterfamilien als Genossenschaft in Eigenregie und mit gegenseitiger Unterstützung gebaut worden. Die großen Gärten dienten der Selbstversorgung. Die Familie Henker beteiligte sich nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 am Widerstand. Hans Henker wurde 1933 verhaftet und im KZ Fuhlsbüttel gefoltert. »Vorbereitung zum Hochverrat« lautete die Anklage. Es konnte ihm aber nichts nachgewiesen werden. Deswegen wurde der Haftbefehl am 5. Februar 1934 aufgehoben.

Die vorliegenden Briefe sind Zeitdokumente, die den Kriegsalltag an der »Heimatfront« schildern. Von den militärischen Auseinandersetzungen und direkten

Bedrohungen ist im Mai 1940 zwar noch nicht viel zu spüren, aber die Bevölkerung wird darauf vorbereitet. Besonders schmerzlich ist die vor kurzem erfolgte Trennung der Familie, die Gewöhnung an diesen Zustand und die große Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen.

Inge schreibt an Hans am 2. Mai 1940, wie die zwei-jährige Ingeborg auf den Einberufungsbefehl ihres Vaters reagiert hat: »(...) Muttl ..., kommt Papa nun? Wenn ich ausgeschlafen bin? Ist Papa nun da? Kommt er Sonntag? Wollen Papa mal (über)-raschen. (...) So fragt sie, unsere Dirn, immer und immer wieder. (...) Heute läuft sie nun mit der Karte von Papa rum, hat mein Papa geschickt. Es ist manchmal schwer, es mit anzuhören.«

Die Briefe schildern, wie Inge versucht, trotz der Belastungen durch den Krieg den Alltag zu gestalten. Sie lässt ihren Mann am Leben in Berne teilhaben: die Arbeit im Garten, die für die Subsistenz der Familie notwendig ist, die Versorgung des Säuglings und der Unterhalt für eine Soldatenfrau. »(...) Habe gleich die 3 Erbsenbeete und ein Wurzelbeet gehackt. Nun kommen die Spinatbeete (...). Die Blumenbeete habe ich auch geharkt. Nun muss ich ja fleißig sein. (...) Aber für Leni, unsere Leni, habe ich nicht mehr genug (...). Muss also Flasche zugeben. Aber aufgegeben habe ich den Kampf noch nicht. Wenn ich erstmal wieder zur Ruhe gekommen bin, wird es wohl wieder besser. (...) Gestern habe ich auch mein erstes Geld bekommen, 170,51 M, aber es ist doch ordentlich was weniger, als wir dachten. (...)«

Schritt für Schritt kommt der Krieg näher und Inge schreibt am 27. 5. 40: »(...) Das war eine Nacht. Erst Gewitter und dann Fliegeralarm. Aber es hat sich kein Flieger sehen lassen.« Am 18. 7. 40 beschreibt sie erste Vorbereitungen gegen Fliegerangriffe: »Mein Vater und Walter Rossow (...) haben mir eine Verdunkelung gemacht, primitiv, aber fein. (...) Jetzt fühle ich mich sicher. In den letzten beiden Nächten war der Tommy nicht hier.«

In jedem Brief drückt Inge ihre Sehnsucht nach dem geliebten Ehemann aus. Am 26. 7. 40 heißt es:

»(...) Willst du nicht ›Ernteurlaub‹ einreichen? Wenn die Bienen aus der Heide kommen. Wenn du nicht vorher schon Erholungsurlaub bekommst. Ich glaube, ich wäre nicht allzu überrascht, wenn Du plötzlich hier wärst. Ich warte eigentlich immer. Jeden Soldaten sehe ich an. (...)«. Am 3.9.40 heißt es: »Habe täglich mit dir gerechnet. Aber man hat ja nur'n Vogel.« Und am 3.10.40: »Wollen hoffen, dass bald Friede ist. Werdet ihr dort nun wegkommen? Es werden so viele jetzt eingezogen, da brauchen sie Euch wohl gar nicht mehr?« Weihnachten 1940 kann Hans Henker seine Familie nach langer Zeit sehen.

Die Briefe, die Inge 1941 schreibt, enthalten Berichte über das Familienleben, Verschickungen (z.B. konnten Familien, die keinen Luftschutzkeller hatten, eine Verschickung beantragen), Bombenalarm und Kommentare zu Hans' Tätigkeiten an verschiedenen Orten in Polen. Er arbeitet als Aufseher in einer von Deutschen besetzten polnischen Tischlerei. Ab und zu erwähnt sie politische Entwicklungen, die aber nach ein paar Worten sofort abbrechen.

»6.3.41. Mein Lieber. Heute kam aber ein lieber, langer Brief von Dir, am 22. 2. geschrieben. Darin hast du mal fein alles geschrieben, was so bei Euch los ist, so als ›Aufsichtsbeamte‹. (...) Ja, man kann verstehen, wenn sie nicht viel arbeiten. Es muss schon schwer sein, so für wenig Geld zu arbeiten, und dann noch für seine Feinde. Was sagst du zu Rumänien?

Unsere stehen ja schon an der griechischen Grenze. Hoffentlich geht alles gut ab. Viel mehr wollen wir uns man nicht auslassen.«

Nachdem Hans im April ein paar Tage »Fronturlaub« erhalten hat, fängt Inge im Mai wieder an zu schreiben.

»14.5.41. (...) Hast Du das Neueste gehört? Rudolf Hess ist heimlich nach Schottland geflogen. Gegen das ausdrückliche Verbot des Führers. Aber mein Vater sagt, die Soldaten dürfen nicht darüber sprechen, musst versuchen es zu lesen. In diesem Brief. Ich habe heute den ganzen Tag ›auf Dich gewartet‹. Tatsächlich! Immer meinte ich, Du müsstest zur Tür reinkommen. (...)«.

Am 22. Juni 1941 beginnt die Deutsche Wehrmacht den Krieg gegen die Sowjetunion. Am 28. Juni schreibt sie: »(...) Hoffentlich bist Du noch dort und es geht Dir gut. Aber jetzt kommen wohl auch russische Flieger zu Euch? Wenn der Kram nur bald ein Ende nehmen würde.«



Inge Henker, 1999

Die Briefe der folgenden Monate schildern weiterhin den Kriegsalltag in Berne, die Bedrohungen durch Angriffe einerseits und die Aufrechterhaltung eines »normalen« Familienlebens andererseits. Die Sorge um und die Sehnsucht nach ihrem Mann ziehen sich durch alle Briefe. Auch ein kurzes Wiedersehen im August 1941 kann nicht verhindern, dass sich Krieg und Trennung auf die Beziehung auswirken.

»Donnerstag 6.11.41. Mein lieber Hans (...) Was mich so traurig an der ganzen Sache macht, ist: Sind wir nicht recht weit auseinander? Dass wir so aneinander vorbeireden? Diese lange Trennung, es ist bestimmt nicht gut für eine Ehe. (...) Geduld werden wir beide haben müssen, wenn Du hier bei uns bist. Wenn Du zur Arbeit gehen wirst und abends nach Hause kommst, mir einen Begrüßungskuss gibst, die Kinder begrüßt, wie wird das schön werden. Was habe ich manchmal eine große Sehnsucht nach Dir und diesem Leben. Weißt Du noch wie das war damals? Meine Augen sind voller Tränen und ich kann die Linien gar nicht sehen.«

Die Realität ist eine andere. Am Sonnabend, den 8. 11. 41 schreibt sie: »Mein lieber Hans. Nun habe ich schon drei Tage keine Post von dir bekommen. Das ist sehr bitter, besonders in der jetzigen Lage, in der ich bin. (...) Es ist mir, als ob wir uns ernstlich erzürnt haben.«

Die Abstände der eintreffenden Briefe werden wegen des Kriegsgeschehens immer größer, die Nach-

richten von Verletzten und Verlusten nehmen zu. Die Briefe sind das Zeichen, dass der Partner noch am Leben ist. Treffen sie nicht ein, muss mit dem Schlimmsten gerechnet werden. Der innere Druck erhöht sich, die Angst steigert sich mit jedem Tag. Inge und Hans nummerieren ihre Briefe, damit beide nachvollziehen können, wann welcher Brief abgeschickt worden ist.

Am 1.2.42 heißt es: »Mein lieber Hans (...) Seit 12 Tagen keine Post mehr. Wo steckt ihr? Ich mag gar nicht schreiben. Bruno Peters ist im Leipziger Lazarett. Es ist wohl nicht so schlimm, eine Zehe erfroren und wohl volle Erschöpfung (...) Ilse Voigt war hier. Sie brachte uns die traurige Nachricht, Hans Duborg ist tot. Hat notlanden müssen und ist dann von den Russen erschossen worden (...) Und der Fritz Luttermann ist nun auch gestorben. (...) Und von Dir keine Post. (...)«.

Am 25.2.42 schreibt sie: »Mein lieber Hans. Dieses

furchtbare Warten. Habe noch keine Post. Noch immer ist der am 1.2. geschriebene Brief der letzte, den ich bekam.«

»5.3.42. Mein süßen Jung. Nun habe ich wieder keine Nr. geschrieben. (...) Aber ich denke, es wird schon richtig sein. So macht es Spaß, habe heute schon wieder Post bekommen. Nr. 19, vom 18.2., demnach fehlen noch 17 und 18 (...)«.

In den Briefen vom April 1942 macht Inge noch große Pläne für die Familie nach dem Krieg. Wie soll das Wohnzimmer aussehen? Halten die Grundmauern, wenn das Haus aufgestockt wird?

Ihr letzter Brief ist vom 24.5.42, Pfingsten: »Mein lieber Hans. (...) Habe aber auch lange keinen Brief von Dir bekommen. (...) Ja, und heute ist Pfingsten. Die Sonne scheint, die Kinder sind bei Großmutter, in ihren Pfingstkleidern. Ich habe auch eins angezogen. Wenn's auch schwer fällt. Aber wegen der Stimmung. In unserer Vase

sind die Ranunkeln, die gelben Dotterblumen. Es ist warm hier drinnen, habe eben Spargel geschält, habe gestern welchen von Muttern bekommen. Du, du fehlst hier, zur Pfingststimmung. (...) Soll das schön werden, wenn Du wieder hier bist. Ich hab so sehr große Sehnsucht nach Dir. (...) So, mein Süßen, der Brief, der beiliegt, ist zurückgekommen, ich schicke ihn Dir aber noch mal mit. (...) Sei nun oftmals geküsst von Deiner Inge«.

Kurz nach diesem Brief erhält Inge die Nachricht vom Tod ihres Mannes Hans Henker. Er war am 2.5.42 – auf den Tag genau zwei Jahre, nachdem die beiden ihren Briefwechsel begonnen hatten – in Russland, Wyssokeje bei Smolensk, gefallen.

Inge Henker überlebte mit ihren beiden Töchtern den Krieg und wohnte bis zu ihrem Tod im Jahre 2009 in Hamburg. ■

2. 2. 42.
Mein lieber Hans.
Mir sind es nun aber bald zu brüht. Wie lange soll ich denn noch warten. Aber das Du keine Schuld hast, weiß ich natürlich nicht. Mir warke ich schon auf die Post wegen. Mein Leben besteht überhaupt nur aus warten, jäh! Wie ist das schlimm. Aber ich will Dir in diesem Brief mit nochmal so viel vergleichen wie im letzten. Aber ich bin so richtig ausgebrochen. Weiß gar nichts zu sagen. Ich habe jetzt manchmal so große Sehnsucht nach Dir, und eine fürchterliche Angst das es noch nicht. Wenn ich mir erstmal wieder Post von Dir hätte. Aber die Eltern haben nichts von Dir.

Ob Du diese Briefe wohl bekommst, und wann denn wohl. Hier ist alles so friedlich. Sonne im Schnee. Der Tony kommt auch lange nicht mehr. Die haben wohl kleine Bänken mehr! Heidi und Hans John haben sich einen neuen Schrank gekauft. 265 Mark. Toll sehr schön sein. Bücher sind so. Kombiniertes. Gut gesehen habe ich ihn noch nicht. Mir habe ich wenig geschrieben. Gute Nacht. Wie ist es Dir wohl schliefst?
Viele Küsse
Deine Inge.
Wie ist mir das ♡ so schwer.

Brief Nr. 19 von Inge Henker an Hans vom 2. Februar 1942 (Ausschnitt)

Modder Griepsch*

VON HILDE DAVID

Käte David (1907–1992) war gern Hebamme und freute sich mit jeder Mutter, die ihr Neugeborenes in den Armen hielt. Die Hilfe – mütterlich greifend, haltend – wird noch in der alten plattdeutschen Berufsbezeichnung »Modder Griepsch« deutlich. Käte wusste aber auch, wie unendlich schwer es für viele Frauen war, ein Kind ausreichend zu versorgen. Da gab sie andere Hilfe.

Käte, min Modder, leet sich scheiden, as ick so twölf Johr alt weer. Denn ers hett se sick 'n Beruf söcht, de ehr Spoß mooken kun. Eers Krankenschwester un denn noch Hebamme. To de Tied, as se in de Finkenau learnt hett, weer ick all so sößtein Johr old un good unnerbröcht bi min Grootmodder.

Wenn Käte an eer 'n freien Dag no Hus keem, vertell se uns vun de lüttjen Kinner – de keen Klapperstorch bröcht harr. Se harr in 'n Ünnerricht veel opschreeben un ick kreeg dat to lesen un müß eer affhöörn.

Un denn snacken Käte un min Grootmodder Agnes ook annere Soken. Un door kreeg ick to höörn, dat de Fruunslüd gor nich immer froh sünd, wenn sick so wat Lüttjes anmeldt. Villicht sind se noch to jung, noch nich verheiot, oder se hebbt all mehr Kinner an 'n Disch as se versorgen köönt.

De beiden vertelln mi, dat in de twintiger Johnr Dokter Friedrich Wolff een Theosterstück über dat Problem schreebn hett. »Cyankali« heet dat. Mine beiden weern dor sehr beeindruckt vun. De »Pille« geev dat jo noch

lang nich un vun Verhütung wüssen de meisten ook man wenig.

Ober dat geev »Engelmokerinnen«, as se nöömt weern, un de kreegen dat trecht, dat de Deerns un de armen Arbeiterfruuns dorvun affkeemen. Man blot, se wüssen nich so good Bescheed mit Hygiene un all sowat un so sünd door ümmer mol Fruuns bi dootbleben. Dat weer

so gruuslich, dat much ick gor nich höörn. Un fix verboten weer dat je ook. In't Strafgesetzbuch stünn wat vun Tuchthuus för beide: de dat mookt un de dat mooken lett.

Min Modder eer Examen weer 1943, door harrn wi je de Nazis opn Hals. Un de passen eerst recht op. Se wullen aber nich alle Kinner. Min Modder hett uns vun eene Russendeern vertellt, de herrn se ut Russland as Fremdarbeiterin no Hamborch verschleppt. De weer so jung un so schön un se hett ümmer weent. De harrn se dat Kind affnohm – un se harr sick door so op freit. De dütschen Kinner, de lütten Kriegskinner, de villicht all Kriegswaisen weern, de schulln mol düchtige Nazikinner warrn. Un dorüm geev dat för de Hebammen noch

'n Extra-Ünnerricht vun so 'n richtigen Parteikeerl. De seggt, wenn de Modder in't Weekenbett liggt mit dat Lüttje an de Bost, denn hett se Tied, denn is se bereit, wat antohörn. Un door kann de Hebamme denn ganz fein büschen Nazipropaganda einträufeln.

In dat dicke Lehrbuch stünn dor mehr över to lesen: »Nur wenn die deutsche Hebamme neben den Kenntnissen ... auch die Fähigkeit besitzt, Helferin und Beraterin, ja Erzieherin unserer Frauen und werdenden Mütter zu sein, wird sie ihrer hohen Aufgabe im Nationalsozialistischen



Käte David in Schwestertracht mit der (von ihr ungeliebten) Brosche der NS-Volkswohlfahrt, um 1943

* »Fremdsprachlern« hilft zum besseren Verstehen ein lautes Vorlesen des Textes!

Staat gerecht! Ihr Wirken wird in der rassenpolitischen Ausrichtung seine schönste Krönung durch die wachsende Zahl erbgesunder kinderreicher Familien finden!«

Wat meent ji, wat min Modder to Huus schimpt hett: So 'n Schiet mööt wi ook noch leehrn! Un ick müss er affhörn. Käte hett nich lang as Hebamme arbeidt. 99 Kinner hett se op de Welt hulpen. Denn is se krank worrn. Un denn hett se ook wedder heiroet.

As min lüttje Deern op de Welt keem, weer min Modder all lang ut de Praxis ruut un harr eers 'n Kursus moken müsst, um min Kind to holen. So weer bi mi de domols öllste Modder Griepsch vun Hamborch – och so ne söte Fruu – un de beiden hebbt snackt un fachsimpelt. Dat weer ganz lustig.

Nu mutt ick ober noch wat anners vertelln. Un dat ward wedder ernst: Wo dat nämlich keen Extra-Kursus för gifft, dat is, wenn vun so 'ne Fru, de Bescheed weet, 'n Abbruch mookt ward. Dor hett jo keene Hebamme Erlaubnis för. Ober wat wiss moken, wenn du froogt warrs: »Kanns mi helpen?« Min Modder hebbt se immer mol froogt. Dat weer noch in de letzte Kriegstied un in de John dornoh, as dat nix to eeten geev un keen Bett för de Göörn. Dor keemen Fruunslüüd, de all ne groote Familie harrn. Ober ook junge Deerns, de in de Lehre güngn, de se nich oppgeven kunn'n. De full'n nämlich nich ünner dat »Mutterschutzgesetz«.

Ers hett Käte mi door nix vun seggt. Ober as dat bi eer so good nach Kaffee rücken dee – wat in de Tied verwunner-

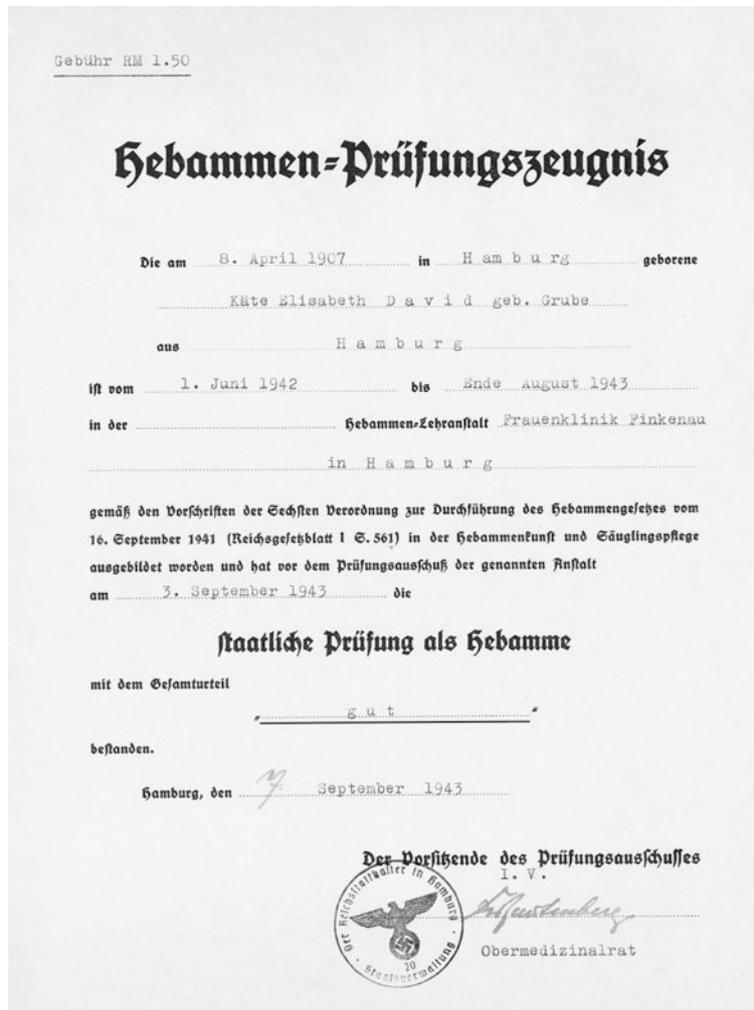
lich weer –, door keem se doormit rut. Se harr richtigen Bohnenkaffee kreegen, as Dank. Un ne annere Fru harr eer Stoff för'n Kleed mitbröcht. Ick weer fix bang. Eenmol, dat de Fruuns wat passiern kunn, un denn ook, dat de Polizei eer tofoot kricht.

Ober se vertell mi denn, dat se nix mit ne spitze Nodel oder son Undööch mook. Und dat güng ook ganz steril un hygienisch too. Se verkloor mi dat denn ganz genau. Dat heff ick inseh'n un good funn'n. Un se secht ook immer to de Fru, se schull noh'n Dokter gohn, wenn se wat markt un schull seggn, se weet nich woneem dat keem. Denn: Nix is nohtowiesen un de Frau mutt bloots de Snut holln. Denn wenn se ehr angifft, sitt se beide in'n Knast. So as dat in'n Paragraf 218 steiht: De dat mookt un de dat mooken lett. Door steiht ook noch wat vun »gewerblich« in. Un Käte meen, wenn se 'n festen Pries seggt, denn is dat »gewerblich«. Un dorüm hett se immer seggt: »Geeft Se mi man, wat Se meent un köönt«. So ton Bispill den gooden Kaffee in de schlechte Tied. Böten naiv, denk ick. Un ick heff ook immer Angst um eer hatt.

Se weer denn ook ganz froh, as dat mit de Tied för de Fruunslüüd lichter blev un se nich immer glieks mit'n Kind anseeten.

As se old weer, is se mool froogt worrn, watt se nich »moralische Bedenken« bi de ganze Geschichte harr. Door hett se »Nee« seggt. Se wüss jo, dat de Fruu in groote Noot weer und dat se, Käte, helpen kunn.

Um dat, wat se mookt harr, kunn se good sloopen. ■



Namenlos

Eine Graviermaschine

VON JÜRGEN BÖNIG

»**Haben** Sie Interesse an einem Gravierge-
rät?« So die Anfrage eines Spender
s über E-mail. Nun ja, Graviergeräte haben wir eine
ganze Menge, aus der *Anstecknadelfabrik Wild*, aus einer
Metallwerkstatt, von einem Schmuckgraveur, über-
all wurden Bohrer und Fräser benutzt, um Buchstaben
oder Bilder in Metall zu schneiden. Was ist Besonderes
daran?

»Ich konnte das Gerät einfach nicht wegschmeißen. Es
gehörte meinem Onkel und der hat nach dem Krieg, vor
der Währungsreform 1948, Namen in allerlei Alltagsge-
genstände graviert und sich damit seinen Lebensunterhalt
verdient.«

Also ein Gegenstand, mit dem eine besondere Ge-
schichte verbunden ist, ein Gebrauch, der es für uns in-
teressant macht.

Der Spender sandte uns das Gerät. Es ist ein »Elektro-
schreiber« der Firma Stein am Rödingsmarkt. Mit einer
Kupferspitze wird mittels Niederspannung in einem
Lichtbogen die Schrift in Metalloberflächen gebrannt.
Zu diesem »Freihandschreiber« gehören noch ein Trans-
formator, dessen wechselnde Spannung die Strichstärke
bestimmt, ebenso ein Handgriff mit der Kupferelektrode
und ein Kabel für den Gegenpol am Metallgegenstand,
alles eingepackt in eine graue Holzkiste.

In einem Brief teilt der Spender dazu mit: »Mein On-
kel Franz Kluxen, geboren 1904, wohnte damals am Lat-
tenkampstiege und war vor dem Krieg Handelsvertreter für
Textilien. Während des Krieges und danach gab es nichts
zu handeln. Als ich acht, neun Jahre alt war, noch vor der
Währungsreform, hat er versucht, sich anders den Lebens-
unterhalt zu verdienen.« Erst machte er Lockenwickler,
und dann bot er Gravuren an.

Bei diesen Stichworten entsteht sofort ein Bild: Ich
denke an meine Eltern, die auch in ihrer ersten Woh-
nung, in der wir aufwuchsen, zuerst nur ein Zimmer
hatten. Es soll viel Streit um die Küchenbenutzung ge-
geben haben und abhanden gekommene Wäsche. In

fast allen Wohnungen in Hamburg wohnten zu dieser
Zeit fremde Menschen eng zusammen, belegten oft nur
ein Bett in einem Zimmer und nutzten gemeinsam Kü-
che und Bad.

Wie wertvoll waren in dieser Zeit die wenigen geret-
teten oder neu erhaltenen Sachen, die jeder andere auch
gut gebrauchen konnte – ein Namenszug sollte sicher-
stellen, dass wenigstens klar war, wem sie gehörten.

»Nach meiner Erinnerung«, so der Spender, »sind viele
Leute gekommen mit allerlei metallenen Gefäßen, auf die
er die Eigentümernamen gravierte. Er hatte eine kleine
Stube gemietet am Eppendorfer Baum.«

Ich stelle mir vor, wie es ist, wenn man der schüt-
zenden Wohnung entbehrt, wenn man vielleicht nicht
einmal die Zimmertür schließen kann und weiß, dass
alle Personen Zugang zu deinen Sachen haben. Und ich
erinnere, wie verunsichert ich war, als bei einem Ein-
bruch eine fremde Person in meine Privatsphäre ein-
gedrungen war, Dinge stahl und andere anfasste, ohne
dass ich das wollte oder wusste. Für das Selbstgefühl
können Gegenstände und Räume, die einem unzweifel-
haft gehören, eine wichtige Stütze sein.

Die Menschen, die sich damals in Hamburg zusam-
mendrängten, hatten dieses Gefühl der Abgeschlossen-
heit und Privatheit wohl schon länger entbehrt und
kannten Namensschilder in ihren Sachen. Als Jungmä-
del, Hitlerjungen, Arbeitsdienstler und Soldaten hatten
sie in Gemeinschaftsunterkünften gelebt und waren
anderen auf diesen Einübungs-Veranstaltungen der
Nazizeit ohne Ausflucht ausgeliefert. Das Leben in sol-
chen Zwangszusammenschlüssen, bei unentrinnbarer
Gemeinsamkeit und organisiert ohne Respekt vor dem
anderen, bezeichnete der Publizist Sebastian Haffner als
eine ihn abstoßende Einübung in den Nazismus.

Irgendwann, spätestens bei der Währungsreform,
hört dieser Mangel auf, das besitzanzeigende Eingra-
vieren ist nicht mehr nötig. Der Onkel Franz hatte eine
Bezugsquelle für Nesselstoff gefunden – »die Gravuren



»Elektroschreiber Freihandgravierwerkzeug M. Stein, Rödingsmarkt 81, 2 Hamburg 11«
genutzt von Franz Kluxen 1946 bis 1948. MA.O 2015/002

traten in den Hintergrund, es kann auch sein, dass der Bedarf nicht mehr da war.« Aber »dieses Gerät behielt ich immer, weil es an die Jahre vor der Währungsreform erinnert. Vielleicht haben Sie Verwendung für das Gerät und es könnte so noch einige Zeit überleben. Meine Erben haben zu derlei ›Zeug‹ keine Verbindung.«

Und auf einmal wird mir an diesen Metallgegenständen mit ihrem Namenszug klar, welche Bedeutung die vertrauten Gegenstände haben, die einen umgeben und deren Gebrauch und Nutzung niemand in Frage stellt. Vielleicht ist man da zu Hause, wo man seine Sachen herumliegen lassen kann, ohne deren ungewollte Wegnahme befürchten zu müssen.

Dieses Zuhause entbehren jene Flüchtlinge in der Erstaufnahmeunterkunft, an der ich mit dem Bus vorbeikomme. Sie betreten den Bus als Gruppe, nicht, weil sie es immer schon so gemacht haben, sondern weil sie sich nicht auskennen und aus einer Situation der Verfolgung kommen. Gegenseitige Hilfe kann dazu beitragen, ein wenig Selbstbewusstsein schaffen, beispielsweise wenn der Busfahrer noch einmal und lauter den Fahrpreis nennt, weil sie die Sprache nicht verstehen und er meint, sie seien schwerhörig.

Wie muss es dabei denjenigen gehen, die nach dem Verlust ihres Hauses, ihrer Wohnung, ihres Zusammen-

lebens, ihres sozialen Zusammenhaltes, aus Zerstörung, Krieg und Bürgerkrieg ohne die Vertrautheit ihrer Wohnung und Gegenstände auf gefährvollem Wege zu uns kommen? Sie tragen Taschen voll mit gespendeter Wäsche und Kleidung in ihre neue Unterkunft zurück und können doch nicht die Sicherheit gewinnen, die ihnen ihre zerstörte Heimat bot.

Ein kleines Graviergerät, das heute niemand mehr gebrauchen würde und das in unserer Sammlung die Inventarnummer MA.O 2015/002 trägt, diente in der Nachkriegszeit dazu, sich der wenigen Gegenstände zu versichern, die einem geblieben waren, und in der Welt ein wenig Gewissheit herzustellen. ■

Wilfrieds Mokkamühle

VON HEIKE JÄGER

Die »Lehrlingsarbeit Mokkamühle · 1948 · Edelstahl, Aluminium, Eisen, Buche · H 28 cm, Ø 5,8 cm« findet 1996/97 den Weg ins *Museum der Arbeit*.

Wilfried Drust folgte damit dem Aufruf, »ein Stück Arbeit« für die erste Sonderausstellung nach der Eröffnung des Museums zur Verfügung zu stellen. Die dort ausgestellten 69 Dinge tragen alle die Erinnerung ihrer Besitzerinnen und Besitzer in sich. Sie dienen als aufbewahrte Stücke der Selbstvergewisserung, der Deutung der eigenen Biografie und als Schlüssel der eigenen Arbeits- und Alltagserfahrungen.

Die Mokkamühle mit der dazugehörigen Konstruktionszeichnung war 2010 auch im *Hamburg-Haus* in Eimsbüttel zu sehen, und zwar in einer Ausstellung über die Diamantwerkzeugfirma *Ernst Winter & Sohn*, für die Wilfried Drust 40 Jahre arbeitete.

Auf Anregung und in enger Zusammenarbeit mit der *Galerie Morgenland/Geschichtswerkstatt Eimsbüttel* entstanden, zeigte die Ausstellung »*Diamant als Werkzeug: Von Eimsbüttel in alle Welt – Die Firma Ernst Winter & Sohn in der Osterstraße*«, wie Mensch, Technik und Umwelt zusammenwirkten und das erzählt anhand von fünf Lebensgeschichten von Beschäftigten der Firma.

Die Lebensgeschichten der langjährigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus unterschiedlichen Unternehmensbereichen waren unter dem Titel »*Winter war einfach unser Leben*« der Mittelpunkt der Ausstellung. Ihre Erinnerungen an Kindheit und Jugend, ihre Ausbildung, ihr beruflicher Werdegang und ihre Arbeit bei *Ernst Winter & Sohn* wurden anhand von Interviewausagen, Fotos und Objekten aufgeblättert.

Angeregt durch das Ausstellungsprojekt kamen jetzt auch die Ausbildungsunterlagen ins Archiv unseres Museums unter der Inventar-Nummer MA.A 2010/012.

Wilfried Drust, aus einer Familie von Angestellten, Beamten und Handwerkern stammend, wächst im Hamburger Stadtteil Hamm auf, bis die Familie im Juli 1943 ausgebombt wird. Nur knapp entgingen Wilfried,

sein Bruder und seine Mutter dem Inferno des Feuersturms.

Nach Abschluss der Volksschule mit guten Leistungen in Rechnen und Geometrie machte Wilfried Drust ab 1. April 1948 eine Lehre zum Feinmechaniker bei der *Maihak AG*, einer Firma für Armaturen- und Gerätebau in Hamburg-Winterhude.

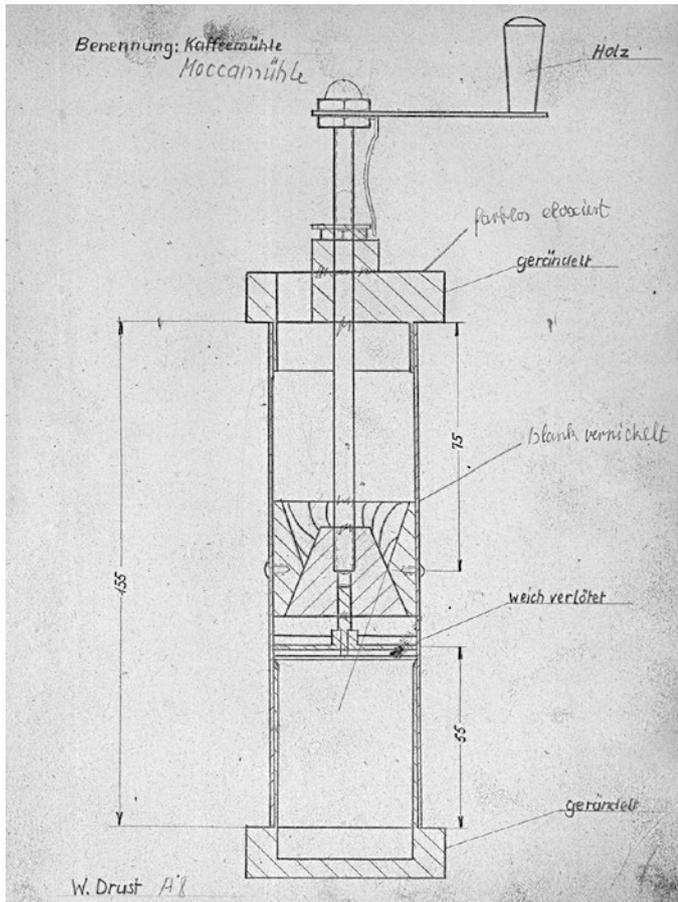
Während der dreijährigen Lehre werden zahlreiche Probestücke gefertigt, die mit der Produktion der Firma in Zusammenhang stehen. Weihnachten aber war es anders. Da durften die Lehrlinge etwas für den Eigenbedarf bauen. Jedes Jahr bekamen die Feinmechaniker-Lehrlinge zu Weihnachten eine Woche Arbeitszeit und das nötige Material zur Verfügung gestellt, um etwas für sich selbst oder für ein Geschenk herzustellen, wenn der Meister den Entwurf abgesegnet hatte.

»Und ich habe zwei Sachen gebaut, einmal eine Mokkamühle für meine Mutter und einen Nussknacker«, erzählte Wilfried Drust im Interview. Nach der Währungsreform gab es endlich wieder Bohnenkaffee zu kaufen, den seine Mutter leidenschaftlich gern trank. Dazu fehlte ihr aber eine Kaffeemühle. »*Es gab ja zum ersten Mal wieder Kaffeebohnen, aber die waren nicht gemahlen. Da stellte ich eine Kaffeemühle her. Das Mahlwerk habe ich selbst gearbeitet, weil ich feilen konnte. Es waren auch viele Dreharbeiten dabei.*«

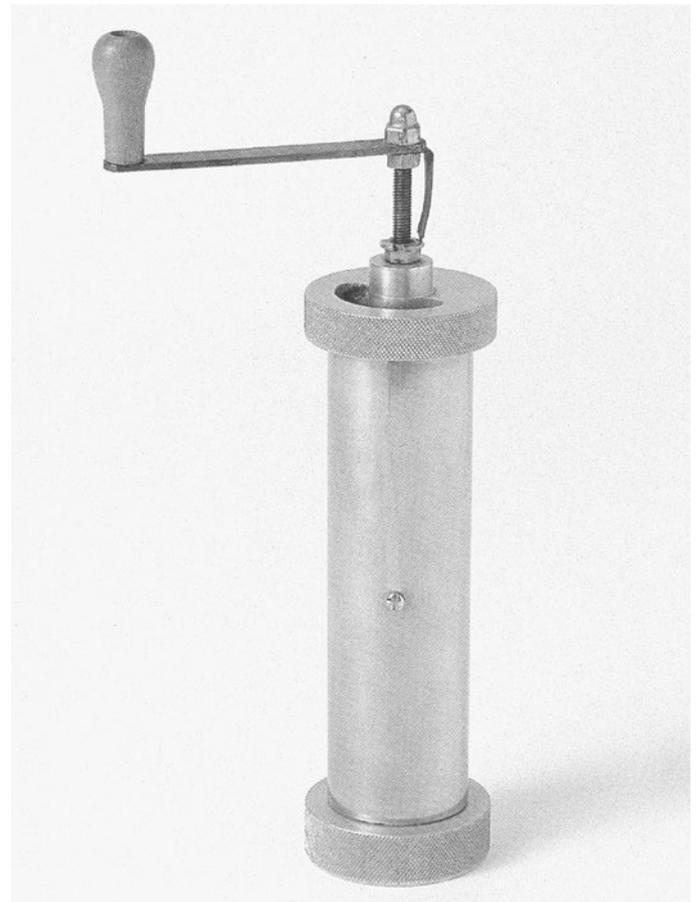
Die selbst entworfene Mokkamühle fasste so viele Bohnen, wie für zwei Tassen nötig waren. Zwei Jahre später gab ihm seine Mutter die kleine Mokkamühle zurück, sie hatte sich eine größere gekauft.

1996 fiel Wilfried Drust beim Ordnen alter Unterlagen die Mokkamühle wieder in die Hände, die seit den 1950er-Jahren im Keller gelegen hatte. Und er fand auch die Konstruktionszeichnung dieses Weihnachtsgeschenks, die sein Meister 1948 abgezeichnet hatte.

Die Mokkamühle stand am Beginn seines Aufstiegs. Er hatte 1948 den Wunsch gehabt, Ingenieur zu werden – das Geld reichte dazu nicht. Und so verdiente er sich



Konstruktionszeichnung Mokkamühle 1948. MA.A 2010/012.014



Lehrlingsarbeit Mokkamühle 1948, Edelstahl, Aluminium, Eisen, Buche, Höhe 28 cm, Durchmesser 5,8 cm. MA.D 1997/004.007.03

zunächst als Facharbeiter sein Geld und begann neben der Arbeit eine berufliche Fortbildung zum Meister für Feinwerktechnik.

Nach einer Zwischenstation als Arbeitsvorbereiter für Bagger- und Rammenbau bei *Menck & Hambrock* hat er bis zur Rente bei *Ernst Winter & Sohn* gearbeitet. Hier machte er die Karriere, die er sich erträumt hatte. Er verwirklichte seinen Traum, Ingenieur zu werden. Hier gelingt ihm innerhalb von 15 Jahren der Aufstieg von der Werkbank zur Handlungsvollmacht. Von seiner starken Identifikation mit dem Betrieb, seinen Fachkenntnissen, seinen innovativen Ideen und seinem lebenslangen Lernen hat die Firma profitiert.

Eine solche Berufsbiografie mit jahrzehntelanger Zugehörigkeit zu einer Firma, die zu einem solchen Aufstieg führt, ist heutzutage wohl kaum mehr vorstellbar.

Biografische Daten von Wilfried Drust

- 1932 Geboren am 16.6.1932 in Hamburg-Hamm, als Sohn des Buchhalters Willi Drust und seiner Ehefrau Elsbeth Drust, geb. Pape
- 1939–1948 Besuch der Volksschule

- 1942 Eintritt in das Deutsche Jungvolk der Hitlerjugend
- 1943 Das Wohnhaus Hammer Weg wird beim Bombenangriff vollständig zerstört.
- 1948–1951 Feinmechaniker-Lehre bei der H. Maihak AG
- 1948 Eintritt in die IG Metall
- 1951–1952 Feinmechaniker bei H. Maihak AG
- 1952–1961 Feinmechaniker bei Ernst Winter & Sohn
- 1960 Prüfung als Industriemeister
- 1961–1962 Arbeitsvorbereiter bei Menck & Hambrock
- 1962 Wiedereinstieg bei Ernst Winter & Sohn als Arbeitsvorbereiter
- 1964 Leiter der Reparaturabteilung für Dreh-, Bohr-, Abricht- und Profildiamanten
- 1971 Bestätigung des Ingenieurstitels durch die Handelskammer Hamburg
- 1968–1993 Leitende Tätigkeit im Vertrieb
- 1993 Eintritt in den Ruhestand
- 1998 50 Jahre Mitglied der IG Metall



Am Sonntag wurde das gute Geschirr benutzt

Ein Arbeiterhaushalt in der Sammlung

VON SÜNKE MICHEL UND KARIN PLESSING

Immer am Freitag gab's Geld auf der Werft. Abends wurde die Lohntüte auf den Küchentisch gelegt und das Geld auf drei Häufchen verteilt: Miete, Haushalt, Anschaffungen. Der Lohn strukturierte das Leben der Familie.

Die Familie

Seit ca. 1900 lebte die Familie Petersen über drei Generationen in unterschiedlichen Terrassenwohnungen in der Vereinsstraße im Hamburger Schanzenviertel. In Hamburg sind Terrassenbauten eine für diese Zeit typische stadt- und hafennahe Bebauung. Die Wohnterrassen waren zeilenförmig angeordnete, mehrgeschossige Häuserblocks, die hinter einem Vorderhaus rechtwinklig zur Straßenachse standen – eine Art Hinterhofbebauung ohne befahrbaren Durchgang.

Thomas Petersen zog um die Jahrhundertwende als ungelernter Arbeiter – vermutlich mit der Hoffnung auf Lohnarbeit – von Flensburg nach Hamburg. Er fand in der Terrasse eine Wohnung und arbeitete als Pferdekehnecht. Sein Sohn Walter kam 1906 in der Vereinsstraße zur Welt.

Walter Petersen erlernte den Beruf des Werkzeugmachers. 1928 wurde er Mitglied im *Deutschen Metallarbeiterverband (DMV)*. 1933 fand er nach langer Arbeitslosigkeit eine Arbeitsstelle bei *Blohm+Voss*. Im Zweiten Weltkrieg wurde er zeitweilig zum U-Boot-Bau nach Bordeaux zwangsverpflichtet. Am Ende noch kurz als Soldat eingezogen, kam er schließlich in amerikanische Kriegsgefangenschaft. 1946 kehrte er nach Hamburg zurück und arbeitete bis zur Pensionierung bei den *Howaldtswerken* als Eisenhobler. Durch die Arbeit bedingt wurde er asthmakrank.

Meta Friedrich, seine spätere Frau, 1912 in Kiel geboren, stammte aus einer kleinbürgerlichen Familie. Ihr Vater wollte, dass seine Töchter eine Ausbildung machten. So wurde Meta Köchin. Zuerst lernte sie bei einer Dänin in Schleswig-Holstein. Später arbeitete sie bei jüdischen und großbürgerlichen Familien in Berlin

und Hamburg. Gerne erinnerte sie sich an ihre Arbeit als Köchin in dem großbürgerlichen Haushalt des Kaffeehändlers Wiese in Hamburg-Flottbek. Häufig hatte er Gäste und Meta bereitete ganze Menüs vor. (Aus dieser Zeit stammen ihre handschriftlichen Menüfolgen).

1933 kam sie nach Hamburg. In einem Tanzlokal in Altona lernte sie Walter Petersen kennen. Nach der Heirat 1938 hörte sie auf zu arbeiten. Walter war der »Herr im Haus«. Als Ernährer der Familie wollte er nicht, dass seine Frau arbeitete. Darüber gab es zu der Zeit keine Debatten. Immerhin brachte Walter stets alles Geld mit nach Hause, manchmal sogar mit einem kleinen Blumenstrauß oder einer Tafel Schokolade.

1939 kam auch Sohn Uwe in der Vereinsstraße zur Welt. Er wuchs im Wohnzimmer der beengten Wohnung auf. Uwe Petersen lernte Betonbauer. Später arbeitete er als Sparkassenangestellter.

Das Leben in der Terrassenwohnung

Die Terrasse wurde 1889 erbaut. Die kleine Wohnung betrat man durch den Korridor, rechts war die Toilette, links das Wohnzimmer mit dem Blick zum Terrassenhof. Die Küche hatte ein Fenster zum Innenhof, das Schlafzimmer wieder ein Fenster zur Terrasse. Der Bodenraum diente zugleich der Kohleneinlagerung. Wie es u.a. auch im Schanzenviertel üblich war, gab es statt Kellerwohnungen Werkstätten und Lagerkeller. Die baupolizeilichen Gesetze von 1882 gaben für jede Wohnung eine Innentoilette vor. Ein Bad gab es nicht.

Der Enkel Jörg Petersen (geboren 1962) erinnert sich an seine Besuche in der Wohnung. Die Familie aß in der Küche. Da waren die vier Küchensessel – immer die gleiche Sitzordnung – und der gedrechselte Brotkorb mit dem Spruch »*Unser täglich Brot*«. Es gab nur die eine Wasserstelle in der Küche. Hier wurde sich auch gewaschen. In der Toilette hing die Zinkwanne (später war es eine Plastikwanne). Einmal in der Woche ging die Familie in die »*Badeanstalt Hohe Weide*«.



Küche mit Handstein, 2002. MA.N 2011/006.010 (Foto: Karin Plessing)



Vitrinenschrank, 2002. MA.N 2011/006.010 (Foto: Karin Plessing)

Im Wohnzimmer stand der große Vitrinenschrank aus den 1950er-Jahren. Darin befand sich auch der kleine Lederkoffer mit den persönlichen Dokumenten. Bei Bombardierungen nahm man den Koffer mit in den Keller. In dem Schrank waren Fächer für Uwes Sachen. Das Kind schlief auf dem Klappsofa. Die Wohnungsausstattung erwarb die Familie in den Geschäften der unmittelbaren Nachbarschaft. Nicht alles auf einmal, immer nur das Nötigste. Es waren ja Anschaffungen »fürs Leben«. Man kaufte auch nichts auf Pump. Erst am Ende des Berufslebens war die Wohnung fertig eingerichtet.

Das ist »für gut«

In dem Arbeiterhaushalt der Familie Petersen gab es die Dinge für den täglichen Gebrauch und die Dinge »für gut«. »Für gut«, das waren das Goldrandgeschirr für das Sonntagsessen, die »guten Gläser«, das silberne Besteck und das Bowlenservice. Die Dinge für den täglichen Gebrauch, das waren z.B. die Kochtöpfe, die abgeschliffenen Messer, die Thermoskanne und die Aktentasche.

In der Aktentasche nahm Walter seine Stullen mit zur Arbeit.

Alle Gegenstände zeugen von einem behutsamen Umgang. Sie wurden gehegt und gepflegt, zum Teil auch mehrfach genutzt. Der große Blechtopf diente der Zubereitung von Essen, später dann zum Wäsche waschen. Die Küchenhandbürste – stark abgenutzt – verwendete Meta nach dem Tod ihres Mannes zum Reinigen des Grabsteins.

Die Reiseutensilien, u.a. der Fotoapparat, wurden sorgsam verwahrt. Die Familie ist erst im Alter richtig verreist. Aber an eine weiter entfernte Reise als in den Harz war nicht zu denken.

60 Jahre begleiteten die Gegenstände aus Küche und Wohnzimmer das Leben der Familie.

Umzug ins Seniorenheim

Walter Petersen starb 1977. Bis Februar 2002 wohnte Meta Petersen noch in der Terrassenwohnung. Die Wohnungen gerieten über die Jahre in einen erbärmlichen

Zustand. Die Besitzverhältnisse waren unklar. Wände, Treppenhaus und Fassade zerbröckelten. Irgendwann kaufte eine Firma den gesamten Komplex und bezog ein Büro im Vorderhaus. Nach und nach wurden die Mieter aus ihren Wohnungen gedrängt, plötzlich war Meta die letzte Mieterin.

Sie war jetzt 89 Jahre alt. Das Leben in der alten Wohnung gestaltete sich für sie immer mühsamer. Der Druck, die Wohnung zu verlassen, wurde größer. Es ergab sich, dass kurzfristig in Groß Borstel eine Einzimmerwohnung im *Seniorenheim »Pflegen und Wohnen«* zur Verfügung stand. Sohn und Enkel entschieden sich für einen Umzug.

Meta Petersen war anfangs nicht einverstanden. Es war ja nicht ihr Eimsbüttel. Wo waren dann ihre gewohnten Spazierwege? Und was sollte sie mitnehmen? Auch jetzt wollte sie die vernutzen, die verbrauchten Alltagsgegenstände mitnehmen. Die Sachen »für gut« konnte man ja nicht »für täglich« verwenden.

Meta Petersen starb 2008 im Seniorenheim. Bereits im Jahr 2002 kamen einzelne Stücke aus dem Nachlass ins *Museum der Arbeit*. Die Wissenschaftlerin Ursula Schneider gestaltete 2003 in Zusammenarbeit mit dem Enkel Jörg Petersen die Sonderausstellung *»Vereinsstraße 54 – Fundstücke aus einem Hinterhaus«*.

Die Terrassenwohnungen wurden zu Eigentumswohnungen.

Vier Generationen

Thomas Petersen (ungelernter Arbeiter), Walter Petersen (Werkzeugmacher), Uwe Petersen (Betonbauer, später Sparkassenangestellter) und Jörg Petersen (Groß- und Außenhandelskaufmann, später Studium der Geschichte).

Jörg Petersen arbeitet heute als Historiker in der *Geschichtswerkstatt Eimsbüttel (Galerie Morgenland)*. Ihm war noch wichtig darauf hinzuweisen, dass sein Großvater sich als »Arbeiter« verstand, nicht im politischen Sinne, sondern im Sinne des »ständischen« Denkens. Man ist Arbeiter, in diese Schicht hinein geboren und hat diese nicht zu verlassen. Dieses begrenzte Denken, diese Einengung im Leben der Großeltern, so sagt Jörg Petersen, ist für ihn kein Vorbild.

Man muss ja nicht unbedingt Verzicht predigen. Jedem sollte man doch ein gutes, komfortables Leben ermöglichen. Was das ist, darüber müsste man natürlich noch debattieren.

Leben im Wandel

Das Leben der Familie Petersen ist ein Beispiel für ein historisch gewordenenes Lebensmilieu. Ein Leben, das

sich heute niemand mehr wünschen würde. Und doch könnte es ein Vorbild sein, wenn man zurückblickt auf den äußerst sparsamen Umgang der Familie mit den knappen Ressourcen. In einer Zeit des von Politik und Wirtschaft forcierten Wachstums, der Überproduktion, des bedenkenlosen Wegwerfens, des verschwenderischen Umgangs mit Ressourcen und schließlich der Zerstörung unseres Lebensraums gibt es ja immerhin wieder das Bedürfnis nach Einfachheit, nach Überschaubarkeit, nach Zurücknahme.

Man will dem Kapitalismus Paroli bieten. Man will leihen, teilen, tauschen, reparieren anstatt zu kaufen oder zu besitzen. Das sind z. B. Initiativen im Umfeld der Shareconomy (Sharing is Caring) oder Vereine zur Rettung von Nahrungsmitteln (Foodsharing).

Es gibt ja auch einige Unternehmen, die ihre Produktion auf Nachhaltigkeit hin ausrichten. Ihre Entwicklungen ermöglichen z. B. eine Mehrfachnutzung von Gebrauchsgegenständen oder ein Zurückfließen in den biologischen Kreislauf. Es gibt keinen Abfall. (»Cradle to Cradle«, engl. »von der Wiege in die Wiege«). Klar, es sind kleine Bewegungen. Die Welt »tickt« noch anders.

Dass die Mieter der Vereinsstraße aus ihren Wohnungen gedrängt wurden, ist bis heute ein zunehmend brisantes Thema. Als Gentrifizierung bezeichnet man die Verdrängung ärmerer Bevölkerungsgruppen durch ansteigende Mietpreise in großstädtischen Vierteln. Veränderung der Eigentümerstruktur und bauliche Aufwertung ziehen wohlhabendere Schichten an.

Fragt man nach dem Stand des Arbeiters heute, so zeigt sich eine große Veränderung. Ist er nicht zunehmend eine hochqualifizierte, hochspezialisierte Fachkraft (z. B. in der computergestützten Fertigung)? Auch der Status von Arbeitern und Angestellten gleicht sich zunehmend an. In vielen Bereichen ist die Unterscheidung zwischen Lohn und Gehalt aufgehoben. Heute erhalten die Beschäftigten ein »Entgelt«.

Der Bestand im Museum

Mit 31 Archivalien-Dokumenten und 64 Objekt-Dokumenten ist der Bestand der Familie Petersen im *Museum der Arbeit* unter MA.A 2002/011 und MA.O 2002/012 inventarisiert. Er ist dem Sammlungsbereich »Haushalt und Wohnen« zugeordnet.

Der Text basiert auf einem Interview mit Jörg Petersen im Januar 2015.



Tafelmesser, 2002. MA.O 2002/012.015 (Foto: Karin Plessing)



Suppenterrine, 2002. MA.O 2002/012.005.003 (Foto: Karin Plessing)



Aktentasche, 2002. MA.O 2002/012.042 (Foto: Karin Plessing)



Kochtopf, 2002. MA.O 2002/012.036 (Foto: Karin Plessing)

Wahlkampf und Kunst

Als Stellschilder noch gemalt wurden

VON HOLGER MARTENS

Ein weiß grundiertes Stellschild mit dem in schwarzer Farbe aufgebrauchten Porträt von Helmut Schmidt ist als Museumsstück und Gegenstand der Zeitgeschichte ungewöhnlich. Doch dieses Stellschild ist ein ganz besonderes. Es ist über 50 Jahre alt, vielleicht über 60, und wurde in zahlreichen Wahlkämpfen aufgestellt. Obwohl das Stellschild einen durchaus prominenten Kopf zeigt, ist dieser irgendwann überplakatiert worden. Über die Motive lassen sich allerlei Spekulationen anstellen: Hatte der Zahn der Zeit allzu sehr an dem Porträtierten genagt, so dass der Wiedererkennungswert drastisch gesunken war? Oder hatte vielleicht ein Friedensaktivist gnadenlos zugeschlagen, um den ungeliebten Parteigenossen ein für alle Mal aus der Öffentlichkeit zu verbannen? Wir wissen es nicht. Der ersten Überplakatierung folgten weitere, bis die papierne Last zu schwer wurde und Anfang oder Mitte der 1980er-Jahre dieses Stellschild einer Generalüberholung unterzogen wurde. Dabei kam das Porträt wieder zum Vorschein. Das Bild des Kandidaten, der inzwischen das Kanzleramt hinter sich gelassen hatte, dem SPD-Kreis Nord längst entwachsen war und somit auch keinen Anlass für eine weitere Verbannung bot, wurde nun respektvoll in einem Winterhuder Distriktkeller verwahrt. Viele Jahre traute sich niemand, dieses Stellschild wie alle anderen zu behandeln und es bei Wind und Wetter in den Wahlkampf zu tragen.

Wer aber porträtierte den jungen Bundestagskandidaten Helmut Schmidt? Es war der Kunstmaler Walter Pöhls. Die spannungsreiche Beziehung zwischen beiden Männern gibt Aufschluss über das personalpolitische Spektrum der Hamburger Nachkriegs-SPD. Schmidt war nach Abschluss seines Studiums ab 1949 in der *Behörde für Wirtschaft und Verkehr* tätig. 1952 zog er mit seiner Familie in eine der begehrten Neubauwohnungen nach Barmbek-Nord, Schwalbenplatz 16. Auf der Kreisdelegiertenversammlung 1953 schlugen die Distrikte Barmbek-Mitte, Barmbek-Nord und Dulsberg Helmut

Schmidt als Kandidaten für den Barmbeker Wahlkreis vor. Allerdings konnte sich Schmidt hier nicht durchsetzen. Stattdessen kandidierte er in Langenhorn/Fuhlsbüttel. Schmidt wurde zwar nicht direkt gewählt, kam aber über die Landesliste in den Bundestag.

Helmut Schmidt, der 1956 den Kreisvorsitz in Nord übernommen hatte, betrieb die Modernisierung der Partei. Als er durchsetzte, auf die Kultur- und Bildungsarbeit zu verzichten, zog er sich den Zorn von Walter Pöhls zu. Der Konflikt war symptomatisch für die Zeit: Helmut Schmidt stand für die Generation der Kriegsteilnehmer, die ihre Führungsqualitäten unter Beweis gestellt hatten, und für die jungen Erneuerer, die nicht aus einem traditionellen sozialdemokratischen Milieu stammten. Schmidt war erst nach dem Krieg in die SPD eingetreten. Der neun Jahre ältere Walter Pöhls hingegen war schon vor 1933 Mitglied der die Partei geworden und hatte sich am Widerstand beteiligt. Das Verhältnis zwischen beiden war jedenfalls nachhaltig zerrüttet.

Als Schmidt 1966 beabsichtigte, für den Landesvorsitz zu kandidieren und er sich der Unterstützung des Kreises versichern wollte, musste er eine empfindliche Niederlage hinnehmen. Ausgerechnet Barmbek-Nord schlug als weiteren Kandidaten Paul Nevermann vor. Den Gegenvorschlag begründete Walter Pöhls. Bei der Abstimmung unterlag Schmidt knapp mit 96 zu 97 Stimmen bei acht Enthaltungen. Damit trat Schmidt ohne Unterstützung des eigenen Kreises auf dem Landesparteitag an und musste sich schließlich gegen Nevermann geschlagen geben (139 zu 176 Stimmen, 70 aus Nord).

Damit endet die kleine Geschichte eines besonderen Stellschildes, das am 29. Januar 2002 im Abgeordnetenbüro des Bürgerschaftsabgeordneten Wilfried Buss dem damaligen *MdA*-Direktor Prof. Gernot Krankenhagen und dem Archivar Dieter Lindemann übergeben wurde.

Biografische Daten über den am 28. Juni 1909 geborenen Walter Pöhls bietet dessen Wiedergutmachungsakte im Hamburger Staatsarchiv: Nach der Volksschule



Stellschild Helmut Schmidt.
MA.O 2002/002

absolvierte er eine vierjährige Ausbildung zum Tischler. Anschließend studierte er bis Anfang 1931 sechs Semester Raumkunst an der Landeskunstschule Hamburg. Sein Ziel war es, Architekt zu werden.

Pöhls trat 1924 der *Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ)* bei und wurde drei Jahre später Mitglied der SPD. Nach der NS-Machtübernahme 1933 gehörte er zu dem Kreis von Eimsbütteler SAJ-Aktivisten um Julius Willemsen und Friedrich Börth, der nicht nur versuchte, den organisatorischen Zusammenhalt aufrechtzuerhalten, sondern auch illegale Schriften verteilte und im November 1934 unter dem Titel »*Vorwärts und nicht vergessen*« eine eigene Broschüre herausgab. Walter Pöhls wurde am 7. Mai 1935 von der *Gestapo* verhaftet und ins KZ *Fuhlsbüttel* gebracht. Im Prozess gegen »*Hencke und Genossen*« wurden die zwölf Angeklagten wegen Vorbereitung zum Hochverrat insgesamt zu mehr als 25 Jahren Haft verurteilt, Pöhls erhielt zwei Jahre Zuchthaus.

Diese verbüßte er in Fuhlsbüttel, im Börgermoor und im Zuchthaus Freiendiez bei Limburg/Lahn. Hier wurde er am 8. Mai 1937 entlassen. Pöhls arbeitete nach

seiner Entlassung zunächst als Tischlergeselle und versuchte dann, sich als Kunstmaler eine wirtschaftliche Existenz aufzubauen. Die dazu notwendige Zulassung bei der *Reichskammer der bildenden Künste* wurde ihm allerdings versagt. Auf seinen Einspruch hin wurde er schließlich Ende 1940 als Maler zugelassen. Im November 1942 wurde er zum *Strafbataillon 999* eingezogen und geriet im April 1943 in amerikanische Kriegsgefangenschaft.

Nachdem er im Januar 1946 nach Hamburg zurückgekehrt war, betätigte er sich wieder als Kunstmaler. Wie viele Künstler geriet er nach der Währungsreform in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Politisch engagierte er sich wieder in der SPD. Von 1958 bis 1968 führte er den Vorsitz im Distrikt Barmbek-Nord und war Mitglied im Kreisvorstand Hamburg-Nord. Von 1961 bis zu seinem Tod war er Abgeordneter der *Hamburgischen Bürgerschaft*. Sein Arbeitsschwerpunkt lag im Kulturausschuss. Walter Pöhls starb am 15. Januar 1971 in Hamburg. ■

Ein Redner im Getümmel

VON JÜRGEN MOWINSKI

Im Bestand des *Museums der Arbeit* befinden sich vielfältige Plakate der Hamburger Gewerkschaften zum 1. Mai, zu dem von den Nationalsozialisten zum sog. Tag der Arbeit umbenannten Kampftag. Sie spiegeln die politischen Kämpfe der Zeit wieder und gleichzeitig die Form, in der das Eintreten für die Arbeiterinteressen stattfand.

Ein Plakat von 1980 zeigt, dass der *DGB* von reinen Saalveranstaltungen Anfang der 1970er-Jahre zur Form der Straßendemonstration zurückgekehrt war.

Zum 1. Mai 1980 rief der *DGB* in Hamburg zur Demonstration auf unter dem Motto: »*Einheitsgewerkschaft: Unabhängig, stark, erfolgreich. Wir bauen auf unsere Kraft*«. Vor dem Gewerkschaftshaus sprachen Hans-Ulrich Klose, Erster Bürgermeister Hamburgs, Günter Döding, 1. Vorsitzender der *Gewerkschaft Nahrung Genuss Gaststätten (NGG)*, Carl Schreyer, Betriebsratsvorsitzender bei *Blohm+Voss AG*, und als erster Sprecher Hans Saalfeld, Vorsitzender des *DGB Hamburg*.

Die Kundgebung, die nach dem Marsch vom S/U-Bahnhof Barmbek ab 9 Uhr um 12 Uhr vor dem Gewerkschaftshaus stattfand, wird nicht ganz ruhig ausgefallen sein. Dass der Erste Bürgermeister Hamburgs sprach, werden nicht alle Teilnehmer/innen als Schulterchluss mit dem Senat begrüßt haben. Der Vorsitzende der *Gewerkschaft NGG* stand für eine als zu partnerschaftlich empfundene Zusammenarbeit mit den Arbeitgebern. Und auch der Betriebsratsvorsitzende von *Blohm+Voss* wurde von den klassenkämpferischen Strömungen innerhalb der Gewerkschaften, die nach der Studentenbewegung 1968 entstanden waren, als Teil eines Kartells begriffen, das in den Metallbetrieben die Beschäftigten ruhig stellen wollte und allzu eng mit den Unternehmensleitungen kungelte.

Dadurch wird auch das Motto der Kundgebung sehr unterschiedlich interpretiert worden sein: als Absage an eine Aufspaltung der Gewerkschaften in verschiedene Strömungen auf der einen Seite, als Ausgrenzung und

Ausschluss von kritischen Strömungen innerhalb der Gewerkschaften auf der anderen Seite.

Hans Saalfeld als Vorsitzender des *DGB* war mitten drin in diesem Getümmel. Aber – wenn wir uns recht erinnern – sammelten sich zu dieser Zeit jedes Jahr diejenigen älteren Kolleg/innen, die eher für eine sozialdemokratische Linie in den Gewerkschaften standen, vor dem Gewerkschaftshaus unterhalb des Balkons und versperrten durch ihre Anwesenheit den Platz für die Demonstranten, die von Barmbek aus mit klassenkämpferischen Blöcken zum *DGB*-Haus gezogen waren. Bei Beginn der Reden ging das Gejohle und Gepfeife los – je nach Redner und Akzent unterschiedlich stark, während unten auf dem Kundgebungsplatz die Schlacht um die Orientierung der Gewerkschaften mit Plakaten, Flugblättern, Demoblöcken und lautstarken Rufen und Gesängen ausgetragen wurde.

Dass der *DGB* sich wieder auf eine Demonstration auf der Straße einließ, lässt sich an der Reihe der 1.-Mai-Plakate ablesen, die über Günter Raabe aus einem Abstellraum des Gewerkschaftshauses ins *Museum der Arbeit* kamen.

Wie sich auch aus den Abbildungen im Buch von Michael Joho über »*100 Jahre Gewerkschaftshaus Hamburg*« erkennen lässt, endeten die großen öffentlichen Aufmärsche mit anschließendem Fest im Stadtpark Mitte der 1960er-Jahre. Erst durch den Druck der Studenten-, Jugend- und Arbeiterbewegung nach 1968 organisierte der *DGB* neben und zu der Saalveranstaltung Demonstrationen, in denen sich die verschiedenen politischen Strömungen innerhalb und außerhalb der Gewerkschaften durch Blöcke mit Fahnen, Einhaken und Großtransparenten in ihrer Stärke messen wollten.

Dass die unten auf dem Platz Hans Saalfeld auf schreckliche Weise auch verkannten, wurde vielen erst klar, als er durch den Aufruf zur »Besetzung« des Gewerkschaftshauses eine neonazistische Veranstaltung dort verhinderte:



In seiner Rede als DGB-Kreisvorsitzender am 4. Mai 1980 betonte er: *»Aber wir haben nicht vergessen, dass es die braunen Horden der Nazis waren, die am 2. Mai 1933 das Gewerkschaftshaus stürmten und die Gewerkschaftsfunktionäre in die Gefängnisse und KZs warfen. Nie mehr darf sich ein solcher schwarzer Tag des Unrechts und der Unterdrückung, begleitet von Terror und Mord, in unserem Lande wiederholen ... Das ist Auftrag und Verpflichtung für jeden Gewerkschafter, heute und in Zukunft.«*

Hans Saalfeld (Jahrgang 1928) arbeitete seit Ende des Zweiten Weltkrieges als Betriebshandwerker in der GEG und wurde bereits 1945 SPD- und Gewerkschaftsmitglied. Über die Funktion eines Betriebsratsvorsitzenden wurde er 1960 hauptamtlicher Vorsitzender der Ortsverwaltung der Gewerkschaft NGG und danach zum Bezirksleiter seiner Gewerkschaft gewählt. Im November 1969 löste er Adalbert Höhne als DGB-Kreisvorsitzenden und -Geschäftsführer ab und hatte diese Funktion bis zum Jahre 1988 inne. Als Hans Saalfeld 1969 antrat, war das Verhältnis zwischen SPD und DGB auf einem Tiefpunkt angelangt, hatten doch die Sozialdemokraten gegen den energischen Widerstand der Gewerkschaften

im Bundestag den politisch heftig umstrittenen Notstandsgesetzen zugestimmt.

In seine Amtszeit fällt die Auseinandersetzung innerhalb und außerhalb der Gewerkschaften über die Orientierung dieser Abwehrorganisationen der Arbeiterbewegung – und er stand eben für eine gemäßigte, auf Sozialpartnerschaft und kleine Verbesserungsschritte angelegte Linie. Diese wurde hart gegen diejenigen durchgesetzt, die stärker auf einen so von ihnen verstandenen Klassenkampf orientierten. Hans Saalfeld hat bei diesen Debatten nie ein Blatt vor den Mund genommen, sich energisch gegen das ausgesprochen, was er für falsch hielt. Aber er war und ist auch heute ein überzeugter und engagierter Antifaschist, der aus den Verfolgungserfahrungen der Nazizeit seine Konsequenzen gezogen hat.

In diesem Punkt hätte der überzeugte Antifaschist eigentlich die Sympathien der gegen ihn demonstrierenden, johlenden und pfeifenden Gewerkschafter/innen finden müssen, die diese Seite seiner politischen Überzeugungen nicht kannten oder verkannten.

Für das politische Anliegen einer aktuellen Erin-



Sammlung der Antifaschistinnen und Antifaschisten am 4. Mai 1980 vor dem Gewerkschaftshaus

nerungsarbeit steht der heute 86-Jährige immer noch durch sein persönliches Engagement ein, vor allem bei öffentlichen Führungen durch die Gedenkstätte des ehemaligen Gefängnisses und KZ in Hamburg-Fuhlsbüttel.

Für die Institution, die das Plakat des 1. Mai 1980 aufbewahrt, hat er sich bereits in den Anfängen eingesetzt. So unterstützte er schon 1979 in einer Rede die Idee, ein *Museum der Arbeit* aufzubauen, denn »die hamburgische Geschichte ist nicht nur die Geschichte hanseatischer Kaufleute, wohlhabender Bürger und Senatoren, sondern auch die Geschichte der Hamburger Arbeiter, Seeleute und Dienstboten.« Das *Museum der Arbeit* solle so – wie es auch Hans Saalfeld verstand – einen authentischen Blick auf die Arbeits- und Lebensverhältnisse der »kleinen Leute« ermöglichen, die bislang in den Museen der Hansestadt in der Regel nicht vorkamen.

Das Motto des 1. Mai 1980 »*Einheitsgewerkschaft: Unabhängig, stark, erfolgreich. Wir bauen auf unsere Kraft*« lässt in den aktuellen Streikbewegungen der Bahn-Lokomotivführer und Lufthansa-Piloten aufhorchen. Es verweist auf eine der Wurzeln unserer sozialstaatlich-demokratisch organisierten Gesellschaftsordnung, nämlich auf das aus bitteren Erfahrungen der Arbeiterbewegung in der Zwischenkriegszeit erwachsene und für die Geschichte der Bundesrepublik konstitutive Prinzip der Einheitsgewerkschaft, das das Prinzip der Berufsgewerkschaft (Trade Union) und der Richtungsgewerkschaft überwand. Diese Konzeption setzte sich in der un-

mittelbaren Nachkriegszeit gegen mehrere alternative Vorstellungen durch, die 1980 wieder in die politische Debatte gebracht wurden. Weil sich die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Organisationsmöglichkeiten fortlaufend verändern, kann der Rückblick auf vergangene Konflikte hilfreich für die Weiterentwicklung der Gewerkschaften sein – und die Dokumente im Archiv des *Museums der Arbeit* helfen dabei. ■

Der Kranhaken, der Zeise-Arbeiter und das Rot

Das erste Logo des Vereins Museum der Arbeit

VON HARALD MEIER-WEIGAND

»Da ist ja ein Arbeiter drauf, typische Industriearbeit, das geht doch gar nicht, – das verengt das Museum auf ein Haus der Industriearbeiter!« So waren die Reaktionen auf das erste Logo des Museumsvereins – einige Jahre nach seiner Einführung unter anderem von Seiten des sehr wichtigen und aktiven Frauenarbeitskreises.

Doch was war gemeint?

Hans und Sünke Michel hatten 1980 ein DIN-A1-Plakat mit dem neuen Logo entworfen. Das Plakat gehört zu den allerersten Sammlungsobjekten des Museumsarchivs. Sünke Michel, Künstlerin, Jahrgang 1942, war mit dem 1996 verstorbenen Grafiker und Professor an der Hamburger *Hochschule für bildende Künste* Hans Michel verheiratet. Seit 1970 arbeiteten sie zusammen in einer Ateliergemeinschaft. Beide entwickelten ein Merkzeichen für ein *Museum der Arbeit*, das dessen Absichten in ein Bild, in ein Zeichen übersetzen sollte.

Das Logo zeigte abstrahierend einen Kranhaken und das Portrait eines Arbeiters. Der gewaltige Kranhaken der *Howaldtswerft* war im Juli 1980 dem kurz zuvor gegründeten Museumsverein durch Senator Helmuth Kern angeboten worden. Seine Bergung im schlammigen Gelände machte einige Schwierigkeiten. Er gilt als das erste Sammlungsobjekt des Museums und stand für die schwere industrielle Arbeit mit großem Gerät und Maschinen. Hans Michel abstrahierte den riesigen Haken zu einer schräg stehenden Fläche in einem Rot, das künftig Signalfarbe des Museums sein sollte.

Die Gestalter montierten das Schwarzweißfoto eines Zeise-Arbeiters in die rote Fläche, deutlich sichtbar die Wut in dessen Gesicht. Sünke und Hans Michel hatten 1979 den Konflikt um den Untergang der *Schiffsschraubenfabrik Zeise* mitten im Hamburger Stadtteil Ottensen begleitet. Aufmerksam geworden durch eine Rundfunknachricht, machten sie sich – zunächst unabhängig von dem Museumsgründungs-Team Walter Seeler, Dieter J. Glienke, Michael Sachs und Kersten Albers – auf den



Kranhaken der Howaldtswerft – erstes Sammlungsobjekt des *Mda*

Weg nach Altona. Zusammen mit ihrem Assistenten Dieter Mielke begleiteten sie den Kampf um die Schließung der Firma mit Fotoapparat und Tonband. Die Bild- und Tondokumente waren die Grundlagen für das Buch und die Ton-Dia-Schau: »*Konkurs der Schiffsschraubenfabrik Zeise*«.

Der Zeise-Arbeiter Reinhold hatte 24 Jahre als Schmelzer in der Schiffsschraubenfabrik gearbeitet. Er war einer der letzten Arbeiter des Unternehmens. Im Interview kritisierte er vehement Ursachen und Folgen des Niedergangs der Fabrik, die einem betrügerischen

Bankrott zum Opfer gefallen sei und eigentlich noch wirtschaftlich betrieben werden könne. Wütend beobachtete er, wie bei der Versteigerung alles, was bisher seine Arbeit ausgemacht hatte, verscherbelt und in alle Winde verstreut wurde.

Das Porträt zeigt Betroffenheit und Verbitterung, man kann auch den Willen zum Widerstand vermuten. Die auf den Helm gezogene Schutzbrille verweist auf seine Arbeit als Schmelzer und vielleicht darauf, dass er noch nicht jede Hoffnung auf eine Zukunft aufgegeben hatte. Der Zusammenhang zum Werftkran der *Howaldtswerke Deutsche Werft AG (HDW)*, die ebenfalls in jenen Jahren ums Überleben kämpfte und deren Beschäftigte sich um ihren Arbeitsplatz sorgten, war evident.

Sünke und Hans Michel stellten den Entwurf dem damaligen Senatsdirektor in der Hamburger Kulturbehörde, Volker Plagemann, vor. Es ging ja um die Unterstützung der Stadt für die Gründung eines »*Museums der Arbeit*«. Plagemann wollte allerdings im Gespräch das Rot mehr zu einem »SPD-Rot« verändern. Hans Michel brach das Gespräch sofort ab. Die Tür knallte ins Schloss, zurück blieben Sünke Michel und ein Senatsdirektor, der so viel künstlerische Entschiedenheit nicht gewohnt war. Das Rot blieb.

Der Studiengang *Visuelle Kommunikation* war ausgerichtet auf eine eingreifende Auseinandersetzung mit dem, was gestaltet werden sollte – die Resultate wurden in den politischen Auseinandersetzungen der Zeit eingesetzt und erprobt. Ein Geschmacksurteil eines Auftragsgebers passte nicht in die Vorstellung einer durch Inhalte bestimmten Gestaltung.

1962 hatte Hans Michel die Professur für Gebrauchsgrafik an der *Hochschule für bildende Künste* in Hamburg übernommen. Wenig später gründete er den *Fachbereich Visuelle Kommunikation*, der die Bereiche Fotografie, Typografie, Dokumentarfilm und Experimentalfilm einschloss.

Hans Michel war der Sohn des Malerehepaares Ella Bergmann-Michel und Robert Michel. Beide gehörten zu den Konstruktivisten der 1920er-Jahre. In der Gründungsphase des *Bauhauses* wurde Hans Michel 1920 in Weimar geboren. 1936 beginnt er eine Ingenieurausbildung in den *Adler-Werken* in Frankfurt am Main. Nach dem Kriegseinsatz 1939 und einer zweijährigen Kriegsgefangenschaft schrieb er sich 1947 für ein Grafikstudium in der *Werkkunstschule* in Offenbach ein.

Er bekam Aufträge vom *Hessischen Rundfunk*, von der *Deutschen Bundespost*, internationalen Kongressen und der *Stadt Frankfurt*. Er entwickelte Erscheinungsbilder für Theater, Filme, Museen, Verlage und Konzerte.

Zusammen mit gleichgesinnten Künstlern gründete er 1957 die *Gruppe Novum* in Frankfurt. Ziel war es, eine eigenständige, gute Gestaltung für den öffentlichen Raum zu entwerfen und auch als Gegenkraft zu wirken gegen den zunehmenden Einfluss der amerikanischen Werbung.

Die Studenten sollten sich im Bereich der Medien weitgefächerter ausbilden. Ziel des Studienganges war es, mit guter Gestaltung verantwortungsvoll in gesellschaftliche Entwicklungsprozesse einzugreifen. Wichtig war es Hans Michel, die Menschen »draußen« interaktiv mit einzubeziehen. So arbeiteten die Studenten zusammen

mit Bürgerinitiativen, Gewerkschaften, Berufsverbänden, Städteplanern und sehr unterschiedlichen Kultureinrichtungen. Daraus sollte jeweils eine Veröffentlichung erwachsen.

Die Anwendung des Plakates

Gedruckt wurden die Plakate in der Siebdruckwerkstatt der Hochschule. Das feine Raster stellte die Drucker vor Probleme und Fehldrucke mussten einkalkuliert werden. Später wurden mit demselben Motiv kleine Aufkleber im Offsetdruck hergestellt, die in der Stadt verteilt wurden. Stark verkleinert dienten der Kopf des Arbeiters und der Kranhaken als Logo auf dem Briefpapier des jungen Vereins *Museum der Arbeit*.



Sünke und Hans Michel, Interview mit einem Arbeiter auf der Gießgrube der Schiffsschraubenfabrik Th. Zeise, 1979



Konzipiert wurde das Plakat mit dem ersten Erkennungszeichen des entstehenden Museums mit einer Freifläche für aktuelle Eindrücke oder Aufkleber für Veranstaltungen oder Ausstellungen. Es diente z. B. 1982 in der Ausstellung »Vorwärts und nicht vergessen« in der Kampnagel-Fabrik als Aufmacher einer kleinen Schau, mit der der Verein Museum der Arbeit auf seine Ziele aufmerksam machte. Auch als Hinweis auf die Tage der offenen Tür 1985 wurde es genutzt. Das währte solange, bis sich der Arbeitskreis Frauen des Vereins gegen die einseitig männliche Darstellung durchgesetzt hatte.

Abgelöst wurde dieses Logo dann nach langer quälender Debatte um eine inhaltlich ähnliche, weiter gespannte Gestaltung durch einen Entwurf des Büros Hubertus von Stolzmann. Dieses Logo zeigte das zu rettende Hauptgebäude der New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie von 1873 als Zeichnung zusammen mit dem Schriftzug Museum der Arbeit als einrahmendes Element. Der Konflikt um die abgebildeten Menschen war neutralisiert.

Die Stiftung Historische Museen Hamburg (SHMH) hat inzwischen ein neues Logo, das Sünke Michel in diese Tendenz einordnet: »Wenn dieses Logo in seiner harmlosen Abstraktion sich auch für das Museum der Ar-

beit durchsetzt, dann wird sein Profil noch unkenntlicher werden. Das Logo könnte durchaus auch für ein Wirtschaftsunternehmen oder eine Baugesellschaft stehen. Der ausdruckslose Schriftzug weist auch keine prägende Typografie auf. Andere Kultureinrichtungen haben dasselbe Problem. Die Anpassung ist erkennbar.« ■

Informationen entnehmen wir dem Nachruf auf Hans Michel von seiner ehemaligen Studentin Sabine von Kessel in der Nummer 1 der Vereinszeitschrift *mitarbeit* von 1996 und der 2005 erschienenen Jubiläumsschrift zum 25-jährigen Bestehen des Vereins der Freunde des Museums der Arbeit sowie einem Gespräch mit Sünke Michel im Oktober 2014.

Blick in die Zukunft

Öffentliche Zugänge zu Archiv und Sammlung

VON ASTRID SCHULTE-ZWECKEL

Die Beiträge in diesem Heft vermitteln anhand konkreter Beispiele einen guten Eindruck von den Beständen und Arbeitsweisen unseres Museumsarchivs. Diese Archivarbeit, geleitet und stetig weiterentwickelt von einer fachlich kompetenten und hauptamtlichen Archivarin im Museum, wie der Archivleiter Dieter Lindemann es war, muss schnellstmöglich wieder aufgenommen werden.

Daran anknüpfend stellt sich die Frage, welche weitergehenden Anforderungen und Möglichkeiten sich durch die Nutzung neuer Informationstechnik und Räumlichkeiten ergeben, was wir also mit unserem Archiv, der Bibliothek und den übrigen Sammlungsbereichen künftig anders und im Interesse unseres Publikums noch besser machen können.

Vor allem wird es darum gehen, auch die Museumsaktivitäten rund um die Sammlungen stärker von den BesucherInnen und NutzerInnen her zu denken. Das heißt, dem Publikum die Museumssammlungen samt zugehörigen Informationen und Serviceleistungen leichter zugänglich zu machen und partizipative Angebote zu schaffen.

Einerseits bedeutet das, künftig viel mehr Sammlungsinformationen aus Archiv, Bibliothek und Dokumentation in Datenbanken zu veröffentlichen und komfortabler auffindbar zu machen. Andererseits sollen sich Archiv, Bibliothek und Sammlungsdokumentation – gemeinsam und an einem Ort nahe bei den Ausstellungen – mit ihren Informationsdienstleistungen auch unmittelbar an das Publikum wenden können, die FachkollegInnen dort sollen persönlich ansprechbar sein. Der virtuelle Ort im Internet und der reale Ort im Museum, beide sind eng miteinander verbunden und beziehen sich aufeinander.

Wir haben bereits eine Online-Datenbank zum Archivbestand (Werbemittel der *Reemtsma Cigarettenfabriken*) und eine zum Bibliotheksbestand, ein Archiv mit Fotografien und AV-Medien und eine öffentlich

zugängliche Bibliothek sowie praktisch und wissenschaftlich ausgebildetes, sehr erfahrenes und engagiertes Fachpersonal. Aber diese bisherigen Angebote an das Publikum sind zergliedert, räumlich beengt und schlecht zugänglich, da weit vom Ausstellungsgebäude entfernt. Sie sind wenig bekannt, wirken für Außenstehende unübersichtlich und sind in dieser Form kaum erfolgreich zu bewerben.

Und was vielleicht am gravierendsten ist: Wir können sie unter den gegebenen Bedingungen, trotz ihrer hohen Qualität und Nützlichkeit und ihres Potenzials im Hinblick auf die Vermittlungsfunktion und BesucherInnen-Beteiligung im Museum, nicht nennenswert weiterentwickeln.

In den anderen beiden Museen der *Stiftung Historische Museen Hamburg (SHMH)*, d. h. im *Altonaer Museum* und im *Hamburg Museum*, ist die Lage ähnlich. Deshalb haben, ausgehend von den BibliothekarInnen, in den vergangenen Monaten die KollegInnen aus Archiv, Bibliothek, Dokumentation und Museumspädagogik in den jeweiligen Häusern überlegt, wie die Situation zu verbessern und insgesamt positiv zu wenden wäre.

Wissenszentrum im Museum

Der Arbeitstitel für eine solche Weiterentwicklung ist »Wissenszentrum«. Denn hier soll das Wissen rund um die Sammlungen des Museums durch seine MitarbeiterInnen zugänglich gemacht und vermittelt und seitens des Publikums auf vielfältige Weise angeeignet und interaktiv erweitert werden.

Die Perspektive eines Wissenszentrums ist nicht neu. Im *Museum der Arbeit* war 2005 als »Informationszentrum« das Obergeschoss in einem sanierten und neu genutzten Torhaus-Gebäude vorgesehen. Im *Hamburg Museum* nannte sich dieser Ort in den ersten Raumplanungen des Masterplans 2012 »Studiensaal«.

Neu ist vielmehr, dass nun gleichzeitig in den drei Museen neue Konzepte für die Dauerausstellungen



Blick in den Leseraum der Wellcome Collection in London

und insgesamt für die künftige Raumnutzung erarbeitet werden. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, die Idee der Wissenszentren in den Museen inhaltlich und räumlich in diese Neukonzeptionen mit einzubeziehen. Für das *Museum der Arbeit* in Barmbek ist aktuell das Erdgeschoss des Torhauses im Gespräch.

Ziele

Seine Service- und Bildungsaktivitäten sollen daher explizit auch niedrigschwellige und spielerische Angebote umfassen und neue NutzerInnengruppen erschließen. Es orientiert sich dabei nicht mehr in erster Linie an der althergebrachten Trennung zwischen Archiv, Bibliothek und Objektdokumentation, welche formale Kriterien gegenüber inhaltlichen Zugängen in den Vordergrund stellte. Hier wird nicht nur gesammeltes Wissen dauerhaft verfügbar gemacht, sondern in der Kommunikation mit den BesucherInnen auch erweitert und modifiziert.

Das Wissenszentrum im Museum ...

- ist demnach die zentrale Anlaufstelle für alle Fragen und Recherchen zu seinen Sammlungen und Themen
- zeigt deutlich, dass das Museum nicht allein ein Ort der Ausstellungen ist, sondern ebenso Gedächtnis für die Stadt
- ist eine Antwort auf das zunehmende Geschichtsinteresse in der Bevölkerung und konzentriert sich auf die Vermittlung regionaler Erinnerungskultur im Themenspektrum des Museums
- wendet sich an die Interessierten aller Zielgruppen und Anspruchsgruppen

- möchte die in unserer Gesellschaft zunehmend wichtige Informations- und Medienkompetenz vermitteln, ebenso wie die Kulturtechnik des Lesens in Büchern
- macht dem Publikum die wissenschaftlichen Sammlungen in Gänze mit ihren spezifischen Themen und Fragestellungen zugänglich
- schlägt Brücken und knüpft Verbindungen zwischen den umfangreichen und vielfältigen Sammlungen des Museums und seinen Vermittlungsaktivitäten am realen Ort des Geschehens
- wird damit selbst zu einer eigentlich nicht neuen, aber neu wahrnehmbaren und deutlich besser nutzbaren Vermittlungsaktivität des Museums
- fokussiert hinsichtlich der gesammelten materiellen und immateriellen Zeugnisse auf die Bedeutung des Originals, den »Zauber des Authentischen« und die Erfahrung des realen Raums in einer zunehmend digitalen und digitalisierten Welt
- ist auf Dialog und Interaktion angelegt und damit Teil der Mitmachkultur im Museum
- ist ein schöner Ort im Museum mit hoher Aufenthaltsqualität; es ist ein Ort persönlicher Begegnung und Kommunikation, an dem die BesucherInnen untereinander und mit den MitarbeiterInnen des Museums ins Gespräch kommen.

Angebote

Das Wissenszentrum im Museum bietet seinen BesucherInnen an einem Ort den umfassenden Service der Museumsbibliothek und die Informationsdienstleis-

tungen seines Museumsarchivs sowie seiner Objektdokumentation. Es ist ein integriertes Auskunftssystem und garantiert verlässliche Servicezeiten.

Es bietet direkten Zugang zu seinen Sammlungen durch die Freihandaufstellung von ausgewähltem Bibliotheksgut sowie die Vorlage von Archivgut und Sammlungsobjekten nach Vereinbarung.

Es kann der Ort sein, an dem die WissenschaftlerInnen des Hauses sich zu Übernahmegesprächen treffen mit BesucherInnen, die dem Museum Kulturgut für seine Sammlungen anbieten.

Dort könnte z. B. eine Vitrine bzw. ein Podest mit dem »Objekt des Monats« stehen – einem kürzlich neu erworbenen oder restaurierten Objekt – samt zugehörigen Metadaten und Kontextinformationen.

Durch persönliche Beratung und Einweisung in die Benutzung des OPACs für Bibliotheksgut und der zentralen Sammlungsdatenbank für die übrigen Objektarten werden Information und Informationskompetenz vermittelt.

Für die Suche nach Abbildungen ermöglicht es Recherche in den Bildbänden des Bibliotheksbestands und in der Sammlungsdatenbank.

Diese Recherchemöglichkeiten – in analogen und Online-Quellen – verweisen bereits auf verwandte Hamburger Kulturerbe-Einrichtungen sowie überregionale Internetportale.

Ein Handapparat ausgewählter Bücher aus der Bibliothek und reproduzierte Archivalien bieten den AusstellungsbesucherInnen zu einer aktuellen Sonderausstellung inhaltliche Vertiefung.

Kindgerechte Bibliotheksobjekte, also Bilder- und Kinderbücher, Comics u.ä. zum Themenspektrum des Museums hält das Wissenszentrum für seine jüngeren NutzerInnen bereit.

Die BesucherInnen können interaktive Angebote, darunter eLearning-Angebote und sog. Themeninseln, auch dann selbstständig nutzen, wenn kein Auskunftspersonal zugegen oder ansprechbar ist. Inhaltlich könnte es dabei um abstrakte Querschnittsthemen zu den Dauerausstellungen gehen, wie »Arbeitsbegriff« und »Arbeitsschutz«. Und es sollte berücksichtigen, dass Kita-Gruppen und Schulklassen mit oftmals hohem Migrationsanteil sich thematisch in den Ausstellungen der historischen Museen bisher kaum wiederfinden.

Das Wissenszentrum bildet die Basis für künftige Angebote der Museumspädagogik zur Vermittlung von Informations- und Medienkompetenz. Damit kann die Museumspädagogik Elemente der Archiv- und Bibliothekspädagogik integrieren.

Objektorientierte Seminare können in Zusammen-

arbeit mit der Museumspädagogik die Begegnung mit dem Original vermitteln und zur Aufarbeitung von Geschichten zu einzelnen Sammlungsstücken beitragen.

Natürlich befindet sich dieses Zentrum an zentralem Ort im Museum, in der Nähe eines Gruppenarbeits- und/oder Vortragsraums sowie der Museumsgastronomie. Der Eintritt und die Benutzung sind frei.

Spezielle Lesesessel, bequeme Sitzgruppen und Computerarbeitsplätze für Einzelpersonen und Kleingruppen, große Tischflächen bzw. kleinere Tische, die sich bei Bedarf zusammenstellen lassen, ermöglichen auch den konzentrierten Umgang mit großformatigem Archivgut wie Plakaten und Plänen. Damit eine solche flexible Nutzung möglich ist, sollte das Mobiliar rollfähig und flexibel zusammenstellbar sein.

Das Wissenszentrum wird umschichtig betreut durch festangestelltes Fachpersonal aus den Sparten Archiv, Bibliothek und Dokumentation sowie dessen Hilfskräfte und intensiviert die Zusammenarbeit mit der MuseumspädagogIn. Es ist daher mit zwei Auskunftsarbeitsplätzen ausgestattet. Es ist während der Öffnungszeiten des Museums geöffnet und funktioniert in Teilen auch nur mit dem Aufsichtspersonal vor Ort.

Im Internet finden sich zahlreiche Beispiele für Wissenszentren in Museen, von kleineren Häusern im deutschsprachigen Raum bis hin zu größeren Häusern weltweit, mit Fotos der Räumlichkeiten und Ausstattung. Sie heißen u.a. Geschichtsspeicher, Informationszentrum, Learning Center oder Research Center. Ein hinsichtlich der didaktischen Konzeption und räumlichen Ausgestaltung besonders gelungenes Beispiel ist der kürzlich runderneuerte Reading Room in der *Wellcome Collection* in London (Ein Blick lohnt sich: <http://wellcomecollection.org/readingroom>).

Die Motivation unserer KollegInnen in Archiv, Bibliothek, Dokumentation und Museumspädagogik, in der beschriebenen Weise an der Zukunft der historischen Museen in Hamburg aktiv mitzuarbeiten, ist sehr hoch, das haben sie in den vergangenen Monaten nachdrücklich unter Beweis gestellt. Freuen wir uns also darauf, was in den kommenden Jahren konkret wird aus all den guten Ideen – für das *Museum der Arbeit* und sein Publikum.

*»In Archiven findet man die Geschichten,
aus denen die Geschichte gemacht wird.«*

WOLFGANG MOMMSEN, DT. HISTORIKER, 1930–2004

DIE AUTORINNEN UND AUTOREN



Maria Beimel

Lehrerin für Deutsch, Geschichte und Arbeitslehre in Hamburg. Seit 1986 Mitglied der Freunde des Museums der Arbeit e.V.; 1991–2001 Vorstandsmitglied. Veröffentlichungen zur Frauengeschichte

Hilde David

Geb. 1928; eine Tochter. Berufliche Anfänge in der Krankenpflege. Seit 1948 Verwaltungsangestellte der Gewerkschaft ÖTV (jetzt ver.di): lange im Bereich Gesundheitswesen, danach auch in Frauen-, Jugend- und Bildungs-Sekretariaten tätig. Seit 1984 ehrenamtlich aktiv im Museum der Arbeit



Dieter Lindemann

Geb. 1949 in Hamburg, gelernter Buchdrucker. Studium an der Universität Hamburg (Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und Volkskunde). Nach den »Tagen der offenen Tür« im Museum der Arbeit 1985 ehrenamtliche Mitarbeit beim Aufbau der Abteilung Grafisches Gewerbe und Archiv. 1991–2015 angestellt als Archivar im MdA

Sünke Michel

Freie Malerei, HfBK Hamburg. Freie Grafik, Royal College of Art London. Atelieregemeinschaft mit Hans Michel (1970–1996): Dokumentarfilm, Plakat, Buch, Fotografie, Typografie, Ausstellung, Kunst im öffentlichen Raum. Freie künstlerische Arbeiten, u.a. seit 1980 im MdA



Astrid Schulte-Zweckel

Historikerin, Wiss. Dokumentarin, Wiss. Bibliothekarin; ab 1988 Spiegel-Verlag, Hamburg, Dokumentation; ab 1995 Frauen MediaTurm, Köln, Archiv und Dok.;

seit 2000 Museum der Arbeit, Bibliothek und Dok.; seit 2004 Museum der Arbeit, Abteilungsleiterin Sammlung.

Dr. Jürgen Bönig

Seit 1982 ehrenamtlich im Verein Museum der Arbeit e.V. und seit 1990 hauptberuflich als Soziologe und Technikgeschichtler, u. a. zur Fließbandarbeit, wissenschaftlicher Mitarbeiter am MdA



Manuel Sebastian Dold

2005–2008 Bachelorstudium »Bibliotheks- u. Informationsmanagement« an der HAW Hamburg. 2006–2008 als stud. Mitarbeiter im Archiv des MdA. 2009–2012 Bibliothekar an verschiedenen wissenschaftlichen Bibliotheken. Seit 2012 Masterstudium »Information, Medien, Bibliothek« an der HAW. Seit 2013 studentischer Mitarbeiter der Abteilung Sammlung u. Dokumentation im MdA.



Dr. Holger Martens

Geb. 1962. Historiker; Studium an der Universität Hamburg und der University of East Anglia, England. Vorstand der Historiker-Genossenschaft eG, Hamburg; Schwerpunkte: Unternehmensgeschichte, Hamburg, Widerstand und Verfolgung



Dr. Jürgen Mowinski

Geb. 1946. Stipendiat der Hans-Böckler-Stiftung und Absolvent der Hochschule für Wirtschaft und Politik (HWP); Studium der Soziologie und Promotion an der Universität Hamburg. Angestellter der Hamburger Sozial- und der Umweltbehörde; gewerkschaftlicher Bildungsreferent; NDR-Mitarbeiter. Seit 2012 im Ruhestand



Rolf Bornholdt

Gründungsmitglied des Vereins Museum der Arbeit e.V. und Sammlungskoordinator des Museums 1982–1998

Heike Jäger

1985–1988 Studentische Hilfskraft im Archiv des MdA, 1990/1994 Mitarbeit an Ausstellungsprojekten des MdA. Seit 2001 Vorstandsmitglied im Verein der Freunde des Museum der Arbeit e.V. Früher Chemielaborantin, heute Sozial- und Wirtschaftshistorikerin; freiberufliche Tätigkeit als Referentin im WasserForum Hamburg und in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit



Harald Meier-Weigand

Geb. 1935. Buchbinderlehre; Studium an der HWP; Dipl.-Sozialwirt. Vereinsmitglied seit 1991; langjähriger Archivar des Vereinsarchivs

Karin Plessing

1968–73 Studium an der Hochschule für Grafik und Buchkunst, Leipzig; Abschluss als Diplomfotografikerin; 1986 Übersiedlung mit der Familie nach Hamburg. Seit 1991 Fotografin im MdA, freiberufliche Tätigkeit und freie künstlerische Projekte



Michael Schulz

hat gearbeitet als Schriftsetzer, Fotosetzer, Teamer und Übersetzer im deutsch-französischen Kultur- austausch – arbeitet als freiberuflicher Mediengestalter und Dozent





Herausgeber und V.i.S.d.P.:
Vorstand der Freunde
des Museums der Arbeit e.V.

Wiesendamm 3
22305 Hamburg
Tel. +49 (0)40 428133-520
MdAFreunde@museum-der-arbeit.de

Redaktion:
Jürgen Bönig, Rolf Bornholdt,
Manuel Sebastian Dold, Heike Jäger,
Dieter Lindemann, Sünke Michel,
Friedrich Rogge (koord. Lektorat),
Astrid Schulte-Zweckel, Michael Schulz
(mit Unterstützung von Karin Plessing
und Helga Koppermann)

Gestaltung:
typografik, Michael Schulz

Druck:
Druckerei Zollenspieker

Juni 2015, Auflage 3000
ISSN 1865-0406

MUSEUM DER ARBEIT

DER FREUNDKREIS

